

AUFTRAG



GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

180

April 1989

● AUFTRAG

April 1989

Heft 180 — 29. Jahrgang

3	Er ist auferstanden . . .	Johannes Cofalka
4	29. Woche der Begegnung — Jahresthema 1989 „Vom Menschenbild des Grundgesetzes zum Selbstverständnis des Soldaten“ Suchen nach dem Bild des Menschen	Helmuth Fettweis
8	Vom Menschenbild des Grundgesetzes zum Selbstverständnis des Soldaten, Teil II	Paul Schulz
18	Freiheit, die ich meine	Wolfgang Altendorf
21	Akademie Oberst Helmut Korn	H. F.
22	Programm	
24	Vor 200 Jahren Sans-culottes	Wolfgang Altendorf
27	Seminar der GKS und ZV Die Habsburger und die Geschichte	Franz Gruber Wilhelm Lehmstämpfer
52	Kirche Kirche in Not	Emil Kladiwa
55	Jesuitenmartyrer und Jugendverführung	Johannes Wild, SJ
57	Seliger Pater Rupert Mayer	H. F.
59	Vor 50 Jahren	H. F.
67	Paradies auf Erden	Wolfgang Altendorf
69	Aus GKS und PGR Donauwörth	Kurt Unglert
70	München	Ernst J. Thaler
71	Pöng	Arthur Schopf
72	Hammelburg	Eva Albert
73	Bonn	Wolfgang Müller
74	Ahlen/Hamm	W. A.
75	Regensburg	Harald Schäfer
76	Münster	Hans Stilbach
77	Pöng	Arthur Schopf
78	AMI-Familienfreizeit	Günter Thye
80	Mainz	Michael Schwab
83	Aus der nahen und fernen Welt Winnie Mandela: Ein Idol, das sich selbst zerstörte	Karl Breyer
85	Österreich — Die Monatsnamen	Michale Haubli
87	Das aktuelle Buch	
97	Informationen aus Kirche und Welt	
105	Der Königsteiner Engel	

ER IST — —
AUFERSTANDEN
WIE ER
GESAGT
HAT

Mat 28,6

co

29. Woche der Begegnung

Jahresthema 1989

„Vom Menschenbild des Grundgesetzes
zum Selbstverständnis des Soldaten“

Suchen nach dem Bild des Menschen

Helmut Fettweis

Gegebenheiten

Wir werden unsere diesjährige Woche der Begegnung im Diözesan-Exerzitienhaus der Diözese Augsburg, St. Paulus, in Leitershofen halten. Dieses Leitershofen liegt in der Marktgemeinde Stadtbergen am Rande der Großstadt Augsburg. In unmittelbarer Nähe befindet sich der „Naturpark Westliche Wälder“. Abseits vom Lärm der Großstadt und des Verkehrs haben wir Gelegenheit, uns mit unserem Jahresthema zu befassen.

Leider ist es doch so, daß wir Menschen von heute, eingespannt in die Hast einer beinahe Überzivilisation, allzuleicht vergessen, daß wir ein Teil dieser Natur, der Schöpfung Gottes, sind. Der Glaube an die Machbarkeit „aller Dinge“ hat uns dazu verführt, tatsächlich anzunehmen, daß der Mensch die Schätze dieser Welt zu jedweder Verfügbarkeit nutzen kann. In dem Maße, wie der Mensch seinen natürlichen Gegebenheiten entwachsen ist, vergeht er sich gegen die Grundgesetze der Natur. Aber trotz aller Technik, die Natur läßt sich nicht vergewaltigen. Sie schlägt, wenn sie mißbraucht wird, zurück und trifft dann oftmals erst Kinder und Kindeskinde. Wenn wir also heuer wieder zusammenkommen, um über unser Jahresthema „Vom Menschenbild des Grundgesetzes zum Selbstverständnis des Soldaten“ nachzudenken, dann muß einer der ersten Gedanken dem Thema gewidmet sein, wie sich der Mensch heute versteht.

Der Mensch

Wer ist denn überhaupt „der Mensch“? Wer sind wir? Können wir über uns selbst nachdenken? Wenn wir das aber können, woher haben wir diese Fähigkeit? Haben wir genügend Kompetenz, über uns zu befinden?

Eine Fülle von Fragen drängt sich auf. Und es fällt uns der Philosoph Descartes ein (*1596, †1650), der sagte: „Cogito — ergo sum“ — ich denke — also bin ich. Wir sind nachdenkende Wesen. Und das nicht erst seit heute, sondern seit vielen tausend Jahren. Schon die alten Höhlenzeichnungen beweisen, daß sich die Menschen vor 30- oder 40000 Jahren Gedanken über sich und ihre Einordnung in die Welt gemacht haben. Seit diesen ersten Zeiten geschichtlicher Existenz reißt die Frage des Menschen nach sich selbst nicht ab. Und sie wird von jeder Generation neu gestellt und sicherlich immer wieder gestellt werden müssen.

Die Menschen des Altertums von Sokrates (*470, †399 v. Chr.) bis Benedikt von Nursia (*480, †550) haben sie gestellt, ebenso wie die Menschen des Mittelalters. In den heiligen

Büchern der Juden kehrt die Frage ebenso immer wieder wie in den Tagen der französischen Revolution vor 200 Jahren oder der russischen Revolution vor mehr als 70 Jahren. Waren die Antworten auch zu allen Zeiten verschieden, eines haben sie gemeinsam, die Unsicherheit des Menschen über sich selbst.

Fragen und Argumentationen

Menschen haben Menschen zu allen Zeiten Antworten auf ihre Fragen zu geben versucht. Es waren menschliche und unmenschliche Antworten. Man hat politisch, philosophisch und religiös argumentiert, zuweilen aber auch nur pragmatisch gehandelt. Eine endgültige, für alle Probleme passende Antwort hat es nie gegeben — außer einer — der Aussage von der Liebe Gottes.

Wie kann man den Menschen sehen?

Man kann ihn als Individuum, als Einzelpersonlichkeit betrachten. Man kann aber auch sagen, daß er nur in der Gemeinschaft lebensfähig ist. Beide Grundauffassungen haben recht, aber nur zum Teil.

Der Mensch ist ein Einzelwesen. Aber er ist nicht autonom, er ist auf einen anderen Menschen angewiesen.

Nun gibt es philosophische Richtungen, die gehen von diesem Einzelmenschen aus und kommen von dieser Sicht zu seiner Aufgabe in einem Gesamtbereich.

Andere wieder sehen den Menschen nur als die Einzelausprägung in einer Gesamtheit. Daher wird auch die Antwort auf die Probleme des Tages jeweils anders lauten.

Antworten?

Philosophen und Religionsstifter haben zu jeweils verschiedenen Zeiten Antworten auf die Frage der Menschheit gegeben. Dabei gingen sie vorwiegend vom Menschen in seiner Existenz auf dieser Erde aus. Sie sahen und sehen ihn als das naturbedingte Wesen, z. B. die Anthropologen, und geben — besser versuchen — Antworten auf seine Fragen. Letztlich gipfeln alle diese Bemühungen in der Suche nach dem „guten Menschen“. Was ist aber gut? Ist gut auch gleich gut? Ist nicht das, was für einen Menschen gut ist, für den anderen Menschen weniger gut oder gar ungut?

Auch Religionen weisen Wege. Sie gehen von dem Durchgang des Menschen durch Entwicklungsstufen aus, die eines „Tages“ enden in dem Hineingenommenwerden ins Nichts — ins Nirwana — und dort wird der Mensch zur Ruhe kommen. Zu welcher Ruhe? Wird er diese Ruhe „erleben“, oder ist es ein Vergehen? Fragen über Fragen und keine endgültige Antwort. Aber ist der Mensch denn gut oder zum Guten angelegt? — Wer hat ihn angelegt? — Er selbst? — Wer denn sonst?

Die Geschichte beweist, daß der Mensch sowohl zum Guten als auch zum Bösen befähigt ist. Woher kommt das Gute? Woher gibt es das Böse? Das Geheimnis des Bösen in den Menschen ist unerklärbar. Nur wir wissen, *es ist vorhanden*.

Politiker haben zu allen Zeiten auch ihre Antworten für die Menschen gefunden. Sie sind aufgestanden für die individuelle Freiheit, für die Freiheit der Stände und sind letztlich im Ruf an die Völker der Internationale steckengeblieben. Zwar haben alle politischen Revolutionen — mit Hekatomben von Opfern — neue — vielleicht auch fortschrittliche Gedanken gebracht, doch die große absolute Freiheit des Menschen ist ausgeblieben.

Wer oder was ist der Mensch?

Chemisch analysiert, ist der Mensch eine Masse von organischen Bausteinen. Das weiß man. Setzt man sie aber in der exakten Berechnung zusammen, ist zwar alles, was zum Menschen gehört, vorhanden, aber diese Masse wird einfach nicht lebendig.

Man hat viel geforscht und weiß heute viel über Seelenregungen und Verhaltensnormen: Doch nimmt man alles zusammen und trägt es an die „Menge“ Chemie heran, es wird kein Mensch daraus.

Man weiß auch viel über Aminosäuren und Gen-Gegebenheiten, doch ein Mensch entsteht nicht, wenn man alles mit der chemischen Masse unter Berücksichtigung der Verhaltensnormen zusammenbringt.

Doch der „Geist“ des Menschen (was ist der Geist?) hat noch mehr herausgefunden. Leistungsprofile sind „in“. Man weiß, wie ein Pilot, ein Eisenbahnschaffner, ein Lokomotivführer, ein Busfahrer, ein Lehrer usw. in seinen „Angeboten“ aussehen muß. Doch was folgt daraus?

Auf der Fahrt in die untergehende Sonne im fast schlingerfreien IC-Zug zieht die Voralpenlandschaft vorüber. Wege, für die man einst Tage und Wochen brauchte, sind in Stunden zu schaffen. Am blauen Himmel ziehen — am Kondens-Streifen erkenntlich — Düsenflugzeuge ihren Weg — am Steuer Menschen. Kann der Mensch nicht — beinahe — alles? Er verkleinert riesige Entfernungen, er erschließt Weltenräume, er ist in der Lage intermenschliche Spannungen abzubauen, aber er kann nicht nur gut sein. Er kann ebenfalls nicht — nur böse sein. Was liegt da als Hemmschuh zwischen? Nehmen wir es in der Familie. Sind wir jeden Tag: der aufmerksame Gatte, der einfühlsame Vater, der gerechte Verteidiger — von was? Woher kommen Rechte? Die Fragen nehmen überhand. Aber deutlich wird bei dieser Betrachtung, es gibt das Böse, es gibt das Gute in der Welt und *in uns*.

Ein Hinweis

Am Anfang der Menschengeschichte steht eine Aufzeichnung vom Sündenfall im Paradies. Heute wird all das zuweilen belächelt: „Ammenmärchen“. Dennoch, die Geschichte beweist, daß zu allen Zeiten das Böse und das Gute miteinander gekämpft haben. Und ebenso ist in der Geschichte erkennbar, daß es zu allen Zeiten Mahner gegeben hat, die das Gute als Richtschnur verdeutlichten. Da war — oder besser *ist* — die Geschichte des jüdischen Volkes mit der Erkenntnis des Glaubens an den *einen* Gott. Da ist der geschichtliche Christus mit seiner Aussage vom Wort des Vaters. Und eben dieser Christus hat dem

Menschen bestätigt, was die Väter im Alten Testament aufgezeichnet haben, der Mensch ist das Geschöpf Gottes. Ohne die Bindung an den Schöpfer ist der Mensch ein Nichts. Es ist doch eigenartig, daß in der Geschichte dieser Welt die reinen Bösewichter weniger Leid verursacht haben als die, die Gott leugneten oder sich an seine Stelle zu setzen versuchten.

Zum Thema

Wenn wir uns nun mit dem Menschenbild des Grundgesetzes — und damit auch mit unserer Auffassung darüber — beschäftigen, dann ist das notwendig. Denn nur, wenn wir uns auf der Grundlage eines gemeinsamen Menschenbildes verständigen können, werden wir auch eine Erkenntnis über das Selbstverständnis des Soldaten von heute finden. Finden wir diese geistige Beziehung nicht, drohen wir abzusinken zu Landsknechten, zu Marionetten von Machthabern, zu Vollstreckern von politischen Eintagsideen.

Verriet letztlich Napoleon die Ideale der französischen Revolution, so pervertierte Hitler den Gedanken von der Freiheit des Menschen. Weder menschliches Gesetz noch Blut, Boden oder Rasse können ein Menschenbild prägen, das urheberrechtlich von Einem geschaffen wurde, von Gott. Indem wir uns auf dieses göttliche Wirken besinnen, fällt es uns auch leichter, unseren Platz in der Schöpfung zu bestimmen. Und wer einen Platz in der göttlichen Schöpfung hat, der weiß auch um seine Aufgabe und um sein Selbstverständnis. Bemühen wir uns darum, die große Linie aufzuzeigen, die von jenen Worten der Genesis ausgeht: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Weib“ (1. Mose 27). Diese Linie führt weiter über die Institution, die das Wort Gottes, unseres Erlösers Jesus Christus aufgezeichnet hat, nach Philippi, als Christus die Jünger fragte, für wen sie ihn hielten: Petrus war es der antwortete „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn“ (Mat 16, 16). Und die Antwort Jesu lautet: „Du bist Petrus der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“ (Mat 16, 18).

Gottes Schöpfung, sein Gesetz, das von ihm gesandte Wort — Jesus Christus — und letztlich die Aussage der von diesem gegründeten Kirche sind die Grundlage des Menschenbildes, das für die Väter des Grundgesetzes bestimmend war und für uns richtungsgebend sein muß.

Ans Werk

Wenn wir uns nun zum Besinnen über diese geistigen Ströme zusammenfinden, dann ist es in Wahrheit sinnvoll und richtig, daß wir das Wort und die Sakramente unseres Erlösers — des „Salvator mundi“ —, wie der Kölner Kardinal Meisner bei seiner Einführung am 12. Februar 1989 erklärte — jeden Tag in Eucharistie und Meditation erfahren, um daran unser Tun und Trachten auszurichten.

In diesem Sinne möge uns der Geist des Herrn durch die 29. Woche der Begegnung geleiten.

Vom Menschenbild des Grundgesetzes zum Selbstverständnis des Soldaten

Paul Schulz

Das Selbstverständnis des Soldaten

Ein erweitertes Menschenbild

Das Grundgesetz stellt traditionell das menschliche Dasein in eine gegensätzliche Spannung zwischen *Personalität* und *Sozialität*. Dieser Bipolarität fügt der an der Universität Tübingen lehrende Professor für Praktische Theologie Norbert Greinacher noch „eine an gewichtige *jüdisch-christliche Traditionen anknüpfende, dritte fundamentale Dimension menschlichen Lebens hinzu: die Naturalität*“.¹⁾ Dieser Aspekt ist für das Thema von Interesse, weil sich aus dem um die Naturalität erweiterten Menschenbild eine unerwartete Perspektive und Dynamik für das Selbstverständnis des Soldaten ergeben kann. Denn schließlich wird durch die Wahl des Menschenbildes mitentschieden, welche Art von Normbefolgung für den Soldaten gilt, was wiederum zu seinem Selbstverständnis führt.

Nach dem Menschenbild des Grundgesetzes ist der Mensch ein zur freien Selbstbestimmung berufenes Individuum, das mit der vollen und unverfügbaren Würde der Person und dem Recht auf freie Entfaltung seiner Persönlichkeit ausgestattet ist. Jedoch wird die persönliche Freiheit des einzelnen begrenzt durch die Rechte anderer, die verfassungsmäßige Ordnung und das Sittengesetz. Toleranz, Loyalität und sittliche Haltung erfordern verantwortliches Handeln. Das heißt, der Mensch ist im seinem Handeln nicht nur seinem Gewissen, sondern wegen seiner Gemeinschaftsgebundenheit auch den Mitmenschen und nach christlichem Glaubensverständnis Gott gegenüber verantwortlich.

Betrachten wir die Gegensätze in der Welt — Gut und Böse, Reichtum und Armut, Überfluß und Mangel, West und Ost, Nord und Süd — gerade unter dem Aspekt der Verantwortlichkeit, „*muß viel deutlicher als bisher werden, daß die vorhandene Entfremdung des Menschen gegenüber sich selbst, gegenüber den Mitmenschen und gegenüber der Natur . . . nur überwunden werden kann, wenn der Mensch ein neues Verhältnis findet*“²⁾ zu der ihm nach der Schöpfungsordnung anvertrauten Welt.

Hieraus kann doch — angesichts der Ungerechtigkeiten und Spannungen in der Welt sowie der die Grenzen überschreitenden *ökologischen Krise* — nur die eine Folgerung gezogen werden: Die *Naturalität* verlangt vom Individuum wie von der Gesellschaft, der es angehört, sich dem Ganzen verpflichtet zu fühlen, d. h. der Schöpfung und den gerechten Lebensbedingungen überall auf der Erde. Egoismen, nationalstaatliches und Block-Denken müssen zugunsten einer Solidarität mit den Problemen der ganzen Welt, vor allen mit den Unterdrückten, Schwachen, Schutz- und Rechtlosen, überwunden werden.

Doch soweit ist es noch nicht.

Dienen als Zeichen von Freiheit, Verantwortung und Solidarität

Die klassische politische Philosophie sieht im Staat eine Einrichtung zum Schutz des Menschen gegen seine Mitmenschen. So sorgen sich Staaten mit rechtsstaatlichen Verfassungen um die Möglichkeit *menschenwürdigen Lebens*. So wie der Staat gegenüber seinen Bürgern eine Schutz- und Verteidigungspflicht erfüllen muß, hat die Gemeinschaft einen Anspruch darauf, daß das Individuum nicht nur Ansprüche und Rechte geltend macht, sondern auch Leistungen und Pflichten erbringt.

Lebensqualität wird heute in unserem Sozialstaat als ein sehr hohes Rechtsgut angesehen. Lebensqualität wäre aber ohne einen Leistungsbeitrag der Bürger nicht möglich. Ohne die Anerkennung des Grundwertes *Solidarität*, ohne den Dienst des Bürgers am Gemeinwohl kann eine staatliche Ordnung nicht dauerhaft funktionieren. Die Übernahme von Pflichten ist geradezu Ausdruck der Freiheit, der politischen Mündigkeit wie zugleich des Verantwortungs- und Selbstbewußtseins des Staatsbürgers.

Natürlich kann nicht jeder jede beliebige Gemeinschaftsaufgabe wahrnehmen. Deshalb wird die Sorge für das Gemeinwohl aufgrund der in modernen Gesellschaften üblichen Spezialisierung und Aufgabenteilung besonders beauftragten, ausgebildeten und für die Aufgabe qualifizierten Bürgern übertragen. Der persönliche Dienst des Bürgers an der staatlichen Sicherheitsvorsorge muß sich somit häufig auf die Übernahme finanzieller Lasten und die Anerkennung von Recht und Ordnung beschränken.

Anders ist es nach dem Willen des Verfassungsgebers beim Wehrdienst. Der Dienst in den Streitkräften ist unverzichtbarer Teil der Sicherheitsvorsorge unseres Staates. Er dient dem Schutz unserer selbstgewählten, freiheitlichen und demokratischen Grundordnung gegen äußere Bedrohung, gegen politische Abhängigkeit und Erpressung. Die Bereitschaft, die freiheitliche Lebensordnung notfalls mit der Waffe zu verteidigen, beruht auf dem *Willen zur Selbstbehauptung*. Jeder einzelne muß ein ureigenes Interesse daran haben, daß unsere freiheitliche, demokratische, rechtsstaatliche und soziale Ordnung über alle Wechselfälle hinweg gesichert und geschützt bleibt. Eine *wehrhafte Demokratie* betrachtet es als Staatsaufgabe, die wertgebundenen Grundlagen und Spielregeln des Verfassungsstaates zu sichern und inneren wie äußeren Angriffen Widerstand zu leisten. Mit anderen Worten, der Staat muß sein eigenes Ethos, wie es in den Prinzipien seiner Verfassung zum Ausdruck kommt, zu verteidigen bereit sein.

Auch die Kirchen erwarten von ihren Gläubigen, daß sie als Bürger zu einem Dienst an der menschlichen Gemeinschaft bereit sind. Kennzeichen des Christen ist nicht die Verweigerung, sondern die Bereitschaft zum Dienen. So sind die auch bei einigen katholischen Jugendlichen in Mode kommenden *Totalverweiger*³⁾ und der christliche Glaube nicht miteinander zu vereinbaren, weil die totale Verweigerung gegen die Pflicht zur Nächstenliebe verstößt.

Dienen aus Einsicht

Wenn der Bürger sich für die militärische Sicherheit des Landes verantwortlich fühlen und zumindest als männlicher Bürger einen persönlichen Beitrag in Form des Wehrdienstes

leisten soll, dann kommt es darauf an, daß er den Dienst für das Gemeinwesen nicht nur als notwendig anerkennt, sondern aus Einsicht in die Verteidigungswürdigkeit unseres Wertesystems zum Dienst bereit ist. Denn, *„wer dient, dient dem Staat und den Wertvorstellungen seiner Menschen, nicht der jeweiligen Regierung oder einer politischen Partei“*;⁴ auch nicht einer bestimmten Interessengruppe.

Die Anerkennung der Rechtsnormen der Verfassung, die Vorzüge unserer freiheitlichen und demokratischen Grundordnung, die Identifizierung mit unserem Rechtsstaat und der Stolz auf unser soziales Gemeinwesen müssen im Wehrdienst vor allem für die jungen wehrdienstleistenden Männer als Wert nachvollziehbar und die rechtsstaatlichen Freiheiten im täglichen Dienst konkret erlebbar werden. Nur dann werden sie einsehen, wofür sie dienen und die Bundesrepublik Deutschland als verteidigungswürdigen Staat anerkennen.

Es gibt keine Wahlfreiheit zwischen dem Wehrdienst und dem zivilen Ersatzdienst. Der Wehrdienst ist der von der Mehrheit des deutschen Volkes, vom Parlament und von den unterschiedlichen Regierungen gewollte staatliche Pflichtdienst. Deshalb darf den Wehrpflichtigen, die bereit sind, den Dienst in der Bundeswehr zu leisten, kein schlechtes Gewissen eingeredet werden (ebensowenig den anderen, die ernsthafte moralische Bedenken haben). Der Wehrpflichtige kann nach den Regeln des Verfassungsstaates darauf vertrauen, daß ihm der demokratische Rechtsstaat nichts moralisch Unzulässiges als Pflicht abfordert. Er leistet für die Erhaltung der von der Mehrheit der Bürger geschätzten Wertordnung einen wichtigen und unverzichtbaren Dienst.

Die staatlichen Pflichtdienste dürfen nicht, dem Verlangen des Zeitgeistes nachgebend, zur Disposition gestellt werden. Denn die Verfassungsprinzipien zum Gegenstand öffentlicher Zustimmung zu machen hieße, den Rechtsstaat aufs Spiel zu setzen. Übereinstimmung in Wertfragen ist in einer offenen Gesellschaft nicht denkbar. Konsens wird normalerweise nur in überschaubaren Gruppen erreicht, während in einer pluralistischen Gesellschaft der Dissens sowohl Zeichen als auch Preis der Freiheit ist. *„Das Grundgesetz geht davon aus, daß die bestmögliche politische Lösung durch den Austausch gegensätzlicher Auffassungen und auch durch politisch gegensätzliche Aktivitäten gefunden wird.“*⁵⁾

Das Bild des Soldaten

Wenn das Grundgesetz ein besonderes Menschenbild garantiert und in Art. 1 Abs. 1 die Achtung und den Schutz der Personenwürde zur Verpflichtung aller staatlichen Gewalt erhebt, dann ist es geradezu von fundamentaler Bedeutung für den Pflichtdienst der Bürger, daß seine Würde und seine Freiheitsrechte auch unter den erschwerten Bedingungen des Wehrdienstes Gültigkeit haben und nicht außerhalb der verfassungsmäßigen Ordnung der Beliebigkeit anheimgestellt werden.

Es sind freie Bürger, die in der Bundeswehr Wehrdienst leisten.

Diese Aussage gilt nicht nur für den Wehrpflichtigen, sondern in gleicher Weise für den Zeit- wie den Berufssoldaten. Unabhängig von seinem Status ist der Soldat zuerst

Mensch, dann Deutscher, Angehöriger einer Religions-, Volks- oder sonstigen Gruppe, Familienmitglied u.a.m. Deshalb kann in einer Grundordnung, die Achtung und Schutz der Personenwürde als Staatsziel definiert, der Soldat zunächst nur Bürger wie jeder andere sein. Er ist weder Mensch höheren noch minderen Rechts. Wenn diese Rechtsordnung eine Unterscheidung zwischen dem Bürger in Zivil und dem Bürger in Uniform zulässt, dann nicht, weil dem Soldaten Privilegien zukommen, sondern weil er in einem Dienst- und Abhängigkeitsverhältnis zum Staat steht, das besonderer Regelungen und Schutzbestimmungen bedarf. Ebenso erfordert die *Extremisituation Krieg* eine auf das unbedingt notwendige Maß begrenzte Einschränkung der Grundrechte zugunsten besonderer, durch Gesetze definierter Pflichten.

Weil das Grundgesetz den Bundesbürger allgemein vor der Staatsgewalt schützt, müssen auch dem Soldaten grundsätzlich alle Rechte belassen werden, deren Schutz ihm aufgegeben ist.⁶⁾ Deshalb ist in den Streitkräften die Menschenwürde so zu schützen, daß der Soldat nicht „in *persönlichkeitsbrechender oder kränkender Weise zum Objekt, zum bloßen Mittel, zur vertretbaren Größe herabgewürdigt wird*“.⁷⁾

Dieser Auffassung trägt das Wehrrecht der Bundesrepublik Deutschland Rechnung. In ihm ist ein Bild des Soldaten verankert, das dem „*Bild des dienenden Staatsbürgers (entspricht), der dem demokratischen Gemeinwesen nicht entzogen wird, sondern an allen Rechten, die er verteidigen soll, selber Anteil hat*“.⁸⁾

Deshalb wurde die Konzeption einer zeitgemäßen *Menschenführung* entwickelt, die

- die Lehren aus den Erfahrungen des nationalsozialistischen Unrechtsregimes zog,
- sich an den Normen der demokratischen Verfassung orientierte,
- den Erfordernissen militärischer Auftragserfüllung und Schlagkraft genüge und
- offen war für Einflüsse und Strömungen aus dem gesellschaftlichen Umfeld.

Auf diesen Grundgedanken baut die Innere Führung auf.

Sie will „*die in den Streitkräften zwangsläufig auftretenden Spannungen zwischen Freiheit und Ordnung einer den dienstlichen Erfordernissen gerecht werdenden, aber zugleich den Grundsätzen der Verfassung gemäßen Lösung zuführen. Aus der Erkenntnis, daß die Demokratie nicht nur eine äußere Staatsform, sondern auch eine Lebensordnung ist, ergab sich die Forderung, daß der demokratische Geist und die demokratische Gesinnung gerade auch in der Truppe lebendig sein müsse. Der Soldat soll nicht allein wegen des Soldes die Verteidigung der staatlichen Ordnung gewährleisten, sondern aus innerer Überzeugung für diese Ordnung eintreten. Das setzt voraus, daß der soldatische Gehorsam nicht mehr als letzter Wert begriffen werden darf, dem Menschenwürde und Rechtssicherheit fraglos nachgeordnet werden können. Innere Führung ist daher untrennbar verbunden mit dem Leitbild vom Staatsbürger in Uniform, in dem sich schlagwortartig die Abkehr vom Dualismus Bürger—Soldat sowie von einem Soldatenbild manifestiert, dem die Abrichtung von Menschenmaterial, der Kadavergehorsam und ähnliche Vorstellungen zugrunde liegen.*

Das Leitbild vom Staatsbürger in Uniform soll es dem Soldaten ermöglichen, seinen Verteidigungsauftrag durch Identifikation mit dem, was er schützen soll, besser zu erkennen und auszuführen.⁽⁹⁾

Zu den Prinzipien moderner Menschenführung gehört es, offen für Einflüsse und Strömungen aus dem gesellschaftlichen Umfeld zu sein, deshalb muß eine Wehrpflichtarmee den weitgehend vollzogenen Wertewandel in unserer Gesellschaft zur Kenntnis nehmen. Bezogen auf die Berufs- und Arbeitswelt, hat der Präsident der Dt. Arbeitgeberverbände (BDA), Dr. K. Murmann, diese Veränderung in einem Vortrag auf der Kommandeuraugung der Bundeswehr am 14. 12. 88 wie folgt dargestellt: *„Der einzelne fühlt sich nicht mehr als ein Rädchen im Getriebe, sondern schätzt sein Können selbstbewußt ein und erwartet, anerkannt und ernst genommen, richtig und umfassend informiert sowie partnerschaftlich und kooperativ geführt zu werden. . . In der modernen Arbeitswelt mit ihren hohen Anforderungen kann man nur noch durch Überzeugung motivieren, nicht mehr durch Anweisung verfügen.“*

Eine Armee, die in der Konzeption der Inneren Führung Achtung und Schutz der Menschenwürde zur Leitidee ihrer Führungslehre erhebt, kann diese Wertvorstellungen sich nur zu eigen machen — wie es im übrigen durch die *„Leitsätze für Vorgesetzte“⁽¹⁰⁾* in der Theorie geschehen ist. Aber nur ihre konsequente Durchsetzung und Anwendung in der Praxis des Alltagsdienstes kann den wachsenden Motivationsverlust der Soldaten, vor allem der Wehrdienstleistenden, abbauen.

Zum Menschenbild des Grundgesetzes gehört das Gleichheitsprinzip.

Es erkennt dem Bürger, auch dem Soldaten, gleiche Pflichten und Rechte zu. So wird das Leitbild des Soldaten als einem Staatsbürger in Uniform besonders deutlich in § 6 Soldatengesetz.⁽¹¹⁾ Dort heißt es: *„Der Soldat hat die gleichen staatsbürgerlichen Rechte wie jeder andere Staatsbürger. Seine Rechte werden im Rahmen der Erfordernisse des militärischen Dienstes durch seine gesetzlich begründeten Pflichten beschränkt.“* Diese staatsbürgerlichen Rechte des Soldaten sind dem Gesetzgeber so wichtig, daß sie in diesem Gesetz noch vor der Grundpflicht des Soldaten⁽¹²⁾ aufgeführt werden.

Die besondere Bedeutung, die dem Schutz der Grundrechte in der Bundeswehr zukommt, geht auch aus dem Recht des Soldaten hervor, sich außerhalb des Dienstweges und ohne daß ihm daraus Nachteile entstehen dürfen, an den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages zu wenden. Dessen Aufgabe ist es, im Auftrag des Parlaments darüber zu wachen, daß weder die Grundrechte der Soldaten noch die Grundsätze der Inneren Führung in der Bundeswehr verletzt werden.

Der jährliche Bericht des Wehrbeauftragten zeigt leider deutlich, daß in der Alltagspraxis der Streitkräfte Anspruch und Wirklichkeit immer noch auseinanderklaffen. Trotz guter Hilfen und anschaulicher Beispiele für eine zweckmäßige Menschenführung werden die Grundsätze der Inneren Führung bedauerlicherweise auch verletzt oder mißachtet. Wenn in der Regel auch keine Absicht hinter den Verfehlungen steht und die Bundeswehr genauso wie andere menschliche Organisationen von Menschen mit all ihren Schwächen,

Mängeln und Unzulänglichkeiten abhängig ist, darf dies nicht hingenommen werden. Denn Verstöße gegen die Grundsätze der Inneren Führung sind auch immer eine Verletzung der Personenwürde des betroffenen Soldaten. Eben das entspricht weder dem Bild des heutigen Bundeswehrsoldaten noch seinem Selbstverständnis.

Bild und Selbstverständnis des Soldaten

Die dem Menschenbild des Grundgesetzes verpflichtete Wehrgesetzgebung der Bundesrepublik macht Soldaten zu einer rechtlich umfassend und bestens abgesicherten Berufsgruppe innerhalb der Gesellschaft unseres Staates, wie es wohl sonst keine vergleichbare gibt. Die praktische Durchsetzbarkeit der durch den Souverän eingeräumten Rechtspositionen ist verfahrensmäßig sichergestellt. Alle staatsbürgerlichen Rechte werden im Rahmen besonderer gesetzlicher Regelungen nur insoweit durch spezielle Pflichten eingeschränkt, wie dies in erster Linie durch den Einsatz im Kriege erforderlich ist. Weil aber nach Art. 1 GG *„alles militärische Tun sich an den Normen des Rechtsstaates und des Völkerrechts orientieren muß, erhalten die Pflichten des Soldaten — Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Kameradschaft, Verschwiegenheit sowie beispielhaftes und fürsorgliches Verhalten der Vorgesetzten — in unserer Zeit sittlichen Rang durch die Bindung an das Grundgesetz.“*^[13]

Somit ist nach dem Menschenbild unserer Verfassung, nach dem mit dem Grundgesetz in Einklang stehenden Soldatengesetz und dem Konzept der Inneren Führung der Soldat der Bundeswehr nicht mehr das Urbild eines Kriegers und Kämpfers, nicht mehr ein Mittel der Machtpolitik und Instrument der Kriegsführung, mit dem Herrscher oder Staatsapparate Hegemonial- und Territorialforderungen durchsetzen. Militärische Leistungen werden heute im Frieden erbracht. Die Bundeswehr schützt die friedensstiftende Ordnung der Bundesrepublik Deutschland. *„Die Bundeswehr dient dem Frieden. Der Auftrag der Streitkräfte, den Frieden in Freiheit zu sichern, fordert Bereitschaft und Fähigkeit, für die Bewahrung des Friedens treu zu dienen und im Verteidigungsfall für seine Wiederherstellung tapfer zu kämpfen. Die Verpflichtung auf den Frieden verleiht dem Dienst des Soldaten eine neue politische und ethische Dimension.“*^[14]

Aus diesem — von der kritikfreudigen und um Friedensfragen so besorgten Öffentlichkeit oft übersehenen bzw. nicht verstandenen — *neuen Ethos des Soldaten schöpft der Soldat der Bundeswehr sein Selbstverständnis*. Auch ist für das freiheitliche, demokratische Selbstverständnis der „Streitkräfte von Bedeutung, daß die Bundeswehr

- *die erste Wehrpflichtarmee in einem demokratischen deutschen Staatswesen ist;*
- *ausschließlich der Verteidigung dient;*
- *in ein Bündnis von Staaten integriert ist, die sich zur Demokratie, der Freiheit der Person und der Herrschaft des Rechts bekennen.“*^[15]

Es stimmt einfach nicht, was in den Medien, in offiziellen oder privaten Verlautbarungen, in wohlmeinenden oder kritischen Äußerungen wieder- und wiederholt wird. Der Soldat befindet sich weder in einem Dilemma noch in einem Aufgabenkonflikt, wenn er einerseits die Erfüllung seines Auftrages in der Friedenssicherung sieht und andererseits bereit

und in der Lage sein muß, den Verteidigungskampf zu führen, wenn die Politik bei dem Bemühen, den Frieden zu wahren, gescheitert ist. Fähig und bereit sein zu kämpfen, um nicht kämpfen zu müssen, kann nur für den einen Problem sein, der die Ursachen für Gegensätze und Spannungen in der Welt erkennt, der zwar die Gefahr der Selbstvernichtung sieht, die Gefahr der Selbstunterwerfung aber verneint¹⁶⁾ und dem der Mut zum Handeln fehlt.

Soldaten sind Realisten, keine Träumer und Abenteurer. Krieg wird nicht durch Abenteuerlust oder Karrieredenken von Militärs ausgelöst. *Krieg ist das Ergebnis falscher Politik, ein Verbrechen und ein Anschlag auf die Menschlichkeit.*¹⁷⁾ Wie jeder andere Bürger lieben und schätzen Soldaten ein Leben in Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlstand, wohlwissend, daß dieser Zustand nicht zum Nulltarif zu erhalten ist. Frieden ist eine Rechtsordnung, die nicht durch Rechtsverzicht verwirklicht werden kann, wie das nicht nur für Hamburg geltende Beispiel *Hafenstraße* zeigt. Rechtsverzicht ist auch immer Verzicht auf ein Stück Menschenwürde. Deshalb verteidigen Soldaten Recht und Freiheit des deutschen Volkes.

Weil der Soldat der Bundeswehr unsere freiheitliche demokratische Grundordnung schützt, braucht er zu seinem Selbstverständnis auch kein *Feindbild*. Es stellt sich nicht die Frage wogegen, sondern wofür er die Bundesrepublik verteidigt. Es ist boshaft und zeugt davon, wo das Denken in Feindbildern steckt, wenn dem Soldaten unterstellt wird, er wolle die persönliche Bewährung im Kriege und sein Metier sei das Töten. Richtig ist vielmehr, daß der Soldat um die Problematik verantwortlichen Handelns im Kriege weiß:

Verteidigen heißt kämpfen, und kämpfen bedeutet

- *Leben einsetzen (töten und getötet werden),*
- *Güter einsetzen (beschädigen, zerstören und vernichten).*

„In einem Kriege wären Soldaten Mittel und Opfer zugleich.“¹⁸⁾ Dieter Clauß hat als Generalmajor und Kommandeur der Führungsakademie der Bundeswehr sein Selbstverständnis in folgender Aussage zusammengefaßt: *Ich bin Soldat, damit es nicht zur Gewaltanwendung kommt und damit niemand getötet wird.*¹⁹⁾

Der Soldat dem Gemeinwohl verpflichtet.

„Staat, Gesellschaft und auch die Kirchen vertrauen darauf, daß die Soldaten mit fachlicher Kompetenz und persönlichem Mut ihren Dienst erfüllen. Der Soldat trägt selbst durch ein waches Bewußtsein seiner moralischen Verantwortung zum Dienst am Frieden bei. Die Teilnahme an der politischen und ethischen Meinungs- und Urteilsbildung ist Ausdruck seines Verantwortungsbewußtseins.“²⁰⁾

Diese Mahnung der deutschen Bischöfe fordert die Soldaten auf, sich in besonderer Weise dem Gemeinwohl gegenüber verantwortlich zu fühlen. Gerade Berufssoldaten sollten darin eine selbstverständliche Aufgabe sehen, nicht nur militärfachlich kompetent zu sein, sondern sich über den Dienst hinaus und entsprechend ihren Neigungen und Fähigkeiten für die Allgemeinheit zu engagieren. Über das durch das Soldatengesetz zur Pflicht ge-

machte Eintreten für die freiheitliche demokratische Grundordnung sollte es zum Selbstverständnis des Soldaten gehören, daß er

- den Primat der Politik als den bestimmenden und unverrückbaren Grundsatz der Sicherheitspolitik anerkennt;
- für die heute notwendige bewaffnete Friedenssicherung eintritt, die auf Kriegsverhinderung ausgerichtet ist und einem übergeordneten Prozeß der politischen Entspannung dient;²¹⁾
- besonders der jüngeren Bevölkerung darstellt, daß die Bundeswehr nicht gegen jemanden steht, sondern für
 - ☐ den Schutz der Souveränität der Bundesrepublik,
 - ☐ die Sicherung des Selbstbestimmungsrechts unseres Volkes,
 - ☐ einen Beitrag zur Kriegsverhütung und der Verteidigungsvorsorge,
 - ☐ Rahmenbedingungen, die erfolgreiche Abrüstungsmaßnahmen ermöglichen;
- sich um ein rechtes Verständnis der ethischen Grundlagen des Soldatenberufes wie der Kriegsverhinderungs- und Verteidigungsstrategie bemüht.

„Natürlich muß das Entstehen für nukleare Abschreckung auch zu Selbstzweifeln führen — (der Soldat ist sich) ja über die Wirkung von Nuklearwaffen und aller damit zusammenhängenden Gefahren im klaren. Nur, solange alle angebotenen Alternativen die Wahrscheinlichkeit von Krieg oder Unfreiheit vergrößern, kann er eher mit seinen Selbstzweifeln leben“²²⁾ als mit unsicheren Gegenmodellen.

Trotz der Besonderheiten seines Berufes ist der Soldat in die Gesellschaft integriert. Deshalb sollte er auch politisch — nicht im Sinne der Parteilichkeit, sondern der Verantwortung für das *öffentliche Wohl* — tätig werden. Somit betrachte sich der Soldat als ein der Politik verpflichteter Bürger, der Mitverantwortung trägt an den Angelegenheiten des Staates und der Erhaltung des Gemeinwesens.

Hierzu gehört auch, daß Soldaten sich am Entwurf und der Gestaltung einer soliden Sicherheits- und Friedenspolitik beteiligen. Soldaten sind nicht Selbstzweck; sie müssen sich zugunsten besserer Lösungen auch infrage stellen lassen. Das Militärische darf nicht übergewichtig zu anderen politischen Faktoren sein. Denn die militärische Sicherheit deckt nur einen Teil des allgemeinen Sicherheitsbedürfnisses der Bürger ab. Auftrag, Stärke, Gliederung, Ausrüstung und Einsatzgrundsätze der Streitkräfte ergeben sich aus einer soliden Lagebeurteilung. Ändern sich die Ergebnisse einer Bedrohungsanalyse, können diese Faktoren im Rahmen ausgewogener Abrüstungsvereinbarungen zur Disposition stehen. Aber *„die Bundeswehr kann nicht Thermostat von Abrüstungsverhandlungen sein: Unter den Vorzeichen von Perestrojka und Glasnost brauchen wir z. B. nur 300 000 Soldaten. Sollten die Reformversuche scheitern, müssen wir aber ggf. wieder auf 500 000 erhöhen.“²³⁾*

Deshalb gilt es, nicht Friedensutopien zu entwickeln, sondern für ein nüchternes Selbstverständnis der Streitkräfte realistische Ziel zu setzen.

Hierzu zählen als Zwischenziele:²⁴⁾

1. Kriegsverhinderung
2. Friedenssicherung
3. Kooperative Sicherheitspolitik
 - Abrüstungsschritte, die Überlegenheit abbauen, Gleichheit auf niedrigem Niveau
 - Qualitative Veränderung der Strukturen von Streitkräften
 - Weltweites Krisenmanagement
 - Vertrauensbildende Maßnahmen
 - Multinationale Rüstungskontrollvereinbarungen mit universeller Geltung
 - Abbau von Feindbildern
 - Zusammenarbeit in allen Bereichen

und

4. als langfristiges Ziel die Schaffung einer Weltfriedensordnung, d. h. einer internationalen Ordnung, in der ein umfassender Völkerrechtskonsens wächst und internationale Institutionen dieses Recht auch durchzusetzen vermögen.²⁵⁾

Gerade in diesem langfristigen Ziel einer Weltfriedensordnung, für die der Dienst des Soldaten im Rahmen einer ehrlichen Friedenspolitik eine Bedingung für den Erfolg ist, schließt sich der Kreis zu den drei eingangs erwähnten fundamentalen Dimensionen menschlichen Daseins. Personalität, Sozialität und Naturalität des Menschen verpflichten den Soldaten als Träger der Staatsgewalt im besonderen zur Verantwortung für das Ganze, für die Möglichkeit menschenwürdigen Lebens überall auf der Welt.

Katholische Soldaten bekennen sich bereits zu diesem Ziel einer Weltfriedensordnung, wenn sie ihr Selbstverständnis in dem Grundsatz zusammenfassen:

„Wir stehen im Dienst

- der Sicherheit und Freiheit der Völker,*
- der Verteidigung der Rechte aller Menschen gegen Angreifer,*
- der unterschiedslosen Verwirklichung der Menschenwürde in den Streitkräften.“²⁶⁾*

Deutlich wird hierin auch die eingangs getroffene Feststellung, daß durch die Wahl des Menschenbildes unseres Grundgesetzes bereits das Bild des Soldaten und sein Selbstverständnis mitentschieden wurden.

Anmerkungen:

- 1) Greinacher, Norbert; „Kirche und Ökologie-Krise“; in: Denkanstöße '89 — Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur- und Humanwissenschaften; Hrsg. Heidi Bohnet-von der Thüsen; Serie Piper 865; München 1988; S. 141.
- 2) ebd.
- 3) Der Begriff *Totalverweigerer* ist nicht eindeutig definiert. Er umfaßt sowohl denjenigen, der jeglichen Dienst an der Gemeinschaft ablehnt, als auch jene gemäßigten „Totalverweigerer, die zwar generell zu einem Dienst bereit sind, aber aus Gewissensgründen ebenso den Zivildienst verweigern, weil Zivildienstleistende auch Bestandteil militärischer Planung sind. Sie gehen dabei davon aus, daß der Zivildienst in seiner heutigen Struktur das

- Abstreckungssystem letztendlich stützt.“ Aus: Beschluß der BDKJ-Hauptversammlung vom 16.5.87, „Den Frieden fördern: Auftrag für jeden Christen — Pflichtdienste und Gewissensentscheidung —“, Ziff. 5. (20).
- 4) Balke, Peter; Dienen und Führen in der Demokratie — Gedanken zur Sinnvermittlung des Wehrdienstes; in: Information für die Truppe Nr. 1/1989; S. 13; Hrsg. BMVg-FÜS I 3.
 - 5) BVerfGE 5, 85 ff.
 - 6) Vgl. von Baudissin; Das Leitbild des zukünftigen Soldaten; zit. nach: Riehl, Klaus; Freie Meinungsäußerung in der Bundeswehr — Rechte und Schranken; Heidelberg 1987; S. 34.
 - 7) Riehl, Klaus; a.a.O.; S. 90.
 - 8) ebd.; S. 37.
 - 9) ebd.; S. 34 f.
 - 10) ZDv 10/1 „Hilfen für die Innere Führung“, Aug. 1972, Kap. 3.
 - 11) Als Soldatengesetz (SG) wird allg. das „Gesetzes über die Rechtsstellung der Soldaten“ bezeichnet.
 - 12) § 7 SG: „Der Soldat hat die Pflicht, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen.“
 - 13) BMVg-FÜ S I 3 — Az 35-08-07 vom 20.9.82 „Richtlinien zum Traditionsverständnis und zur Traditionspflege in der Bundeswehr“; S. 2, Ziff. 7.
 - 14) ebd.; S. 2, Ziff. 8.
 - 15) ebd.; S. 2, Ziff. 9.
 - 16) Vgl. Steinbuch, Karl; Der Zeitgeist in der Hexenschaukel — Unser Schicksal ist unsere Vernunft; Herford 1988, S. 98.
 - 17) Vgl. GM Clauß, Dieter in einem KNA-Interview vom 4.10.84, abgedruckt in: NIMM Nr. 33 vom 25.10.84; S. 4.
 - 18) Sude, Gertmann, Oberstleutnant i. G.; „Die Zukunft der Ost-West-Beziehungen in militärischer Sicht“, Referat, gehalten auf der XII. Ökum. Studientagung, Bossey, 22.9.88; veröffentl. in: edp Dokumentation Nr. 51/88; S. 49 ff.
 - 19) ebd.
 - 20) Dt. Bischofskonferenz; „Gerechtigkeit schafft Frieden; Ziffer 5.3.3.
 - 21) Vgl. Sude, G., a.a.O., S. 53.
 - 22) Sude, G.; a.a.O., S. 51.
 - 23) Linn, Gottfried; „Ist nun endlich Frieden?“; in: Schriftenreihe AkPSVBw Nr. 03/88; S. 20.
 - 24) Vgl. Nagel, Ernst-J.: „Frieden fördern — Frieden sichern“; in: Sicherung des Friedens; Briefdienst Nr. 4/88; S. 1 ff. Das durch Prof. Nagel mit „Abrüstung“ bezeichnete dritte intermediäre Ziel wurde von mir durch den von Außenminister Hans-Dietrich Genscher gewählten Begriff der „kooperativen Sicherheitspolitik“ ersetzt, der mit den ebenfalls von Genscher verwendeten Unterpunkten deutlicher das politische Ziel der Abrüstungsbemühungen zum Ausdruck bringt.
 - 25) Nagel, Ernst; a.a.O.
 - 26) Schulz, Paul; Referat des Bundesvorsitzenden der Gemeinschaft Katholischer Soldaten „Wie ich die GKS sehe“; gehalten bei der Bundeskonferenz der GKS 1988; in Auftrag Nr. 173/174 1988; S. 84.
Vgl. dazu auch Leitsätze der GKS in: auftrag Nr. 155 1986, S. 6 f. In diesen Leitsätzen kommt das Selbstverständnis der in der katholischen Militärseelsorge engagierten Laien, besonders der Mitglieder der GKS, zum Ausdruck.

Freiheit, die ich meine

*Ihre Definition blieb bisher an der politischen Oberfläche
Ohne florierende Wirtschaft keine reale Freiheitsentfaltung*

Wolfgang Altendorf

Der Freiheitsbegriff wird stets und für gewöhnlich zu eng gesehen, meist rein politisch und fast immer als Abwesenheit von Gewalt und Unterdrückung definiert. Dies ist nicht falsch, aber eine derart enge Definition bleibt an der Oberfläche und orientiert sich ausschließlich an der leidvollen Geschichte der Beherrschung vieler durch die Machtarroganz weniger. Sie ignoriert die gesellschaftsrelevanten, gravierenden Veränderungen der Gegenwart, wie sie zivilisierte Staaten aufweisen. Ein spektakuläres, wenn auch noch immer utopisches Beispiel möge diese neuen, modernen Perspektiven in der Realisierung des Begriffs Freiheit erhellen: Gäbe es etwa in den Staaten des Ostblocks eine florierende Wirtschaft, eine starke und vollkonvertierbare Währung, würden die totalitären Regime in ihrer absoluten Machtdominanz dort wirksam oder doch erheblich abgedämpft. Die Mauer in Berlin, beispielsweise, könnte sofort fallen, wurde sie doch nicht, wie vorgeblich nominiert, zur politischen, vielmehr vorwiegend zur wirtschaftlichen Abschottung gegen den Westen errichtet.

Freiheit des Marktes

Ein mit guter Währung — sich auf eine intakte und prosperierende Wirtschaft stützend — ausgestatteter Ostblock-Bürger würde ganz selbstverständlich keinerlei Verlangen tragen, seine angestammte, von ihm geliebte Heimat für immer zu verlassen. Spricht man mit Polen, Ungarn, Tschechen, Bulgaren, auch mit Deutschen in der DDR, gar mit Russen: sie wünschen sich nichts dringlicher, als mit gutem Geld in freier Auswahl nicht nur die dringend benötigten Güter des täglichen Bedarfs, sondern auch ein wenig Luxus einzukaufen, ohne dabei in der deprimierenden Schlange zu stehen und unter der schlechten, unhöflichen Behandlung durch die „Verteiler“ leiden zu müssen. Sie wünschen mit ihrem guten Geld zu verreisen, wohin sie wollen — nicht, wohin man sie schickt, kurz an allen jenen Annehmlichkeiten eines freien Marktes teilzuhaben, wie ihnen das gegenwärtig und doch schon seit vielen Jahrzehnten ohne Aussicht auf Besserung und aus desolat-wirtschaftlichen Gründen verwehrt ist.

Alle lebenserhellenden Freiheiten

Die sorgfältige Definition des Begriffes Freiheit, sofern sie ohne ideologische Scheuklappen, also wissenschaftlich-objektiv vorgenommen wird, kommt in schlüssiger Logik auf diese noch immer vordergründig rein „materiell“ erscheinende Komponente. Die Wunsch-Empfindungen reagieren weniger etwa auf politische Bevormundung, auf bürokratisch-autoritative Machtausübung „Herschender“ als vielmehr auf den von der Qualität her so sehr eingegengten Alltag. Ja, der Bürger akzeptiert gerne und häufig sogar zustimmend eine Regierung mit „zupackend-führender Hand“, die ihm Geborgenheit, wenn

auch zumeist trügerisch, suggeriert, gesteht sie ihm, in diesem abgesicherten Rahmen, alle lebenserhellenden sonstigen Freiheiten des Alltags zu, nämlich: freier Zugang zu allen Gütern nach individueller freier Wahl, Beweglichkeit auch über die Grenzen hinweg, die Möglichkeit, eine solche Bewegung optimal und komfortabel — etwa im eigenen Wagen — auszuführen, die Welt, fremde Länder, fremde Kulturen kennenzulernen und wieder zurückzukehren in das eigene, wohnliche, vielleicht doch ein wenig komfortable Heim.

Realisierbar nur durch florierende Wirtschaft

Diese materiellen Freiheiten des Konsums in eigener Verantwortung machen wenigstens zwei Drittel jener Kriterien aus, die dem Begriff Freiheit in objektiver Definition zuzuordnen sind. Hinzukommen die Freiheit der Meinungsäußerung, die Freiheit der Wahl, die Freiheit des Glaubens, der Religion und deren Ausübung, nicht zuletzt die Freiheit in Kunst, in Literatur, Musik, wie sie in Verfassungen immer wieder auftauchen, auch dort, wo sie nicht in die Praxis umgesetzt werden dürfen. Diese politischen oder ideellen Kriterien allerdings verblissen vor jenen von der Mehrheit der Bevölkerung stets auch elementar gewünschten, wie sie allein eine florierende Wirtschaft mit allen ihren Begleiterscheinungen zu realisieren vermag; ja man nimmt — wie schon erwähnt — dafür gerne selbst Einschränkungen in politischer oder ideeller Hinsicht in Kauf — oder vorerst in Kauf —, wenn nur die materiellen durch eine kluge und realistische Wirtschaftspolitik aufgehoben sind.

Eiengungen auch in westlichen Industriegesellschaften

In technisch hochbegabten Gruppierungen, zu denen die europäischen ohne Ausnahme in Ost und West zählen, bedrückt die Menschen nichts mehr, als in ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit eingeschränkt zu werden, sich unterprivilegiert zu finden. Wie rasch eine nicht florierende Wirtschaft Freiheiten kupt, erleben selbst westliche Industriegesellschaften dann, wenn die Leistungsbilanz nicht mehr stimmt, wenn sich Regierungen aufgrund des Defizits gezwungen sehen, pekuniäre Einschränkungen, wie beim Reiseverkehr, anzuordnen. Derartige wenn auch noch immer „erträgliche“ Beschneidung der Freiheit im Reise- aber auch im allgemeinen internationalen Zahlungsverkehr erwies sich nicht nur als „unbequem“; sie wurde als Verlust gesichert geglaubter Privilegien empfunden, also an Freiheiten, die man für selbstverständlich hielt.

Wirtschaft. — Schlüssel zur Freiheit

Der Zusammenhang von Freiheit und Wirtschaft wurde bisher noch nie klar und objektiv deutlich artikuliert. Eine stabile Währung, hinter der (und nur deshalb ist sie stabil) eine hervorragend funktionierende Wirtschaft steht, Güter, die jederzeit verfügbar sind, stellt nicht nur die materielle Grundlage dieser Freiheit dar; sie erfüllt sie gewissermaßen mit notwendiger Realität. Ohne gesunde Wirtschaft bleibt der ohnehin schwer zu fassende Begriff Freiheit vage im Raum, ohne Konturen, ohne jegliche, geschweige denn populäre Be-

grifflichkeit. Die Wirtschaft erweist sich — so gesehen — als Schlüssel zu dieser Freiheit, ohne den sie nicht angeeignet, ausgeschöpft, „pragmatisiert“ werden kann; ja sie ist die Voraussetzung jeglicher real-freiheitlicher Entfaltung.

Mangel an Information

Desto verblüffender, wie wenig die Öffentlichkeit von der Wirtschaft, ihrer Funktionalität, vor allem ihrer Schlüsselrolle für eine demokratische Gesellschaft mit allen freiheitlichen Rechten weiß. Tatsächlich spielt die Wirtschaft die für das Wohl einer Gesellschaft bedeutendste Rolle, weit noch vor der Politik, weit auch vor den übrigen Äußerungen menschlicher Selbstgewißheit. Desolate Wirtschaftszustände schlagen stets und rasch auf den Geldwert durch, gesunde Wirtschaft zeigt sich in der Stabilität des Geldes. Geld ist dort, wo Währungshüter darüber wachen, Ausdruck von Produktion, stellvertretend für diese Produktion und jederzeit — wo auch immer — in Produktionsgüter umzuwandeln, in jene Dinge also, die den Wohlstand einer Gesellschaft nicht nur symbolisieren, ihn vielmehr effektiv ausmachen. Wohlstand aber ist die Möglichkeit, die gebotene und politisch garantierte Freiheit auch zu verwirklichen.

So ist die Unwissenheit, was die wirtschaftlichen Zusammenhänge einer Gesellschaft anlangt, von denen die individuelle Freiheit unmittelbar abhängt, ein gravierendes Versäumnis in Erziehung und Ausbildung. Hier herrscht ein Nachholbedarf, der um so dringlicher ist, als der Erwachsene, auch wenn er nicht unmittelbar wirtschaftlich engagiert ist, unablässig mit wirtschaftlicher Problematik konfrontiert wird. Freiheit, die nach ihrer gründlichen und ideologisch unbeeinflussten Definition derart direkt und unmittelbar von der florierenden Wirtschaft bestimmt wird, leidet auch politisch Schaden, wo diese Zusammenhänge bewußt oder aus Informationsmangel ignoriert werden.

Akademie Oberst Helmut Korn

Am 29. 10. 1987 wurde in einem feierlichen Festakt die „Akademie Oberst Helmut Korn“ in Fulda gegründet. Was wollte die GKS mit der Gründung einer solchen Einrichtung?

Zwei Gründe waren dafür maßgebend. Einmal stand der Akademiegedanke am Anfang der Laienarbeit. Hier sollte eine Einrichtung geboten werden, in der ethische Gedanken in zeitgerechter Weise offen ausdiskutiert werden konnten. Der Vater dieses Akademiegedankens Dr. hab. Helmut Illich — er war bei der Gründung anwesend — hielt diese Form der öffentlichen Veranstaltung auch für Soldaten als ein Angebot zu zwangsfreier Diskussion für sinnvoll. Wenn man die erste Veranstaltung daraufhin prüft, so muß man sagen, daß das Angebot gut angenommen wurde.

Der zweite Grund war und ist, daß Oberst Dr. Helmut Korn sich mit großem Engagement für die Offenheit im Umgang der Soldaten miteinander, aber auch der Soldaten mit zivilen Gruppierungen eingesetzt hat. Ihm ist es erheblich zu verdanken, daß der KOK nicht zu einem „Club“ verkümmerte, sondern sich auch im militärischen Bereich zu einer Öffnung über Dienstgradschranken hinweg entschließen konnte. So entstand die GKS. Sie ist eine Gemeinschaft, in der Verantwortungsträger jeglicher Ebene miteinander diskutieren, arbeiten und Beiträge für die Gesellschaft erstellen können. Und eben um dieses Übergreifen geht es bei der Akademie. Wer in seiner Position — in welcher auch immer — Rat braucht und Fragen hat, kann hier ohne den Zwang zur Zugehörigkeit zur GKS, seine Gedanken einbringen und mit ebenfalls motivierten Kameraden behandeln.

Natürlich braucht eine solche Einrichtung ein organisatorisches „Gerippe“. Das stellt auf der eine Seite die GKS, und damit die Basis nicht zu schmal wird, das KMBA und die Akademie, das Bonifatiushaus Fulda. Ebenfalls muß deutlich sein, daß auch die geistige Komponente gewahrt bleiben muß. Grundlage allen Tuns ist unser Glaube. So war es also nicht von ungefähr, daß Erzbischof Dr. Johannes Dyba als Hausherr und Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, ihre Verbundenheit zu dieser Einrichtung bezeugten.

Der Gedanke, daß hier einer einseitigen kirchlichen Prägung Vorschub geleistet werden könnte, konnte gar nicht erst aufkommen, wenn man der Rede des Schirmherrn, Generalleutnant Dieter Claus aufmerksam folgte. Durch ihn wurde die große Verbindungslinie sichtbar — Gesellschaft, Staat, Armee — Kirche. Es wurde aber ebenso deutlich, daß Kirche und Staat aufeinander angewiesen sind, wenn es um das Wohl der Menschen geht.

Und wenn Helmut Korn immer wieder betonte, daß der Mensch im Mittelpunkt all unserer Sorge — unseres Sorgens — stehen müsse, dann war das keine hohle Phrase, sondern ernstgemeintes Bekenntnis.

Wenn nun die Akademie zur zweiten Veranstaltung aufruft, dann sind wieder alle die angesprochen, die Verantwortung für Menschen tragen. Sie sollen mit ihren Sorgen nicht allein stehen, sie sind keine „Einkämpfer“, sondern können sich Rat und Hilfe holen.

Vor allem aber erfahren sie, was die Kirche an Hilfe anzubieten hat, wenn es um ethische Probleme geht.

So läßt das nachstehend abgedruckte Programm erkennen, daß es nicht nur der Information und Diskussion dient, sondern daß eine breite gesellschaftliche Öffnung versucht wird. In diesem Zusammenhang darf aber auch auf das Jahresprogramm der GKS 1989/1990 hingewiesen werden: „Vom Menschenbild des Grundgesetzes zum Selbstverständnis des Soldaten“.

H.F.

Akademie Oberst Helmut Korn 1989

Die GKS führt in Zusammenarbeit mit dem Bonifatiushaus Fulda das 2. *Seminar der Akademie Oberst Helmut Korn* durch.

Thema: „Christliches Menschenbild und Menschenführung in den Streitkräften“
Ein Beitrag zur Ethik des soldatischen Dienstes

Termin: 30. Oktober — 3. November 1989

Ort: Bonifatiushaus Fulda

Programm

Zeitraumen: 8.00 Uhr Gottesdienst
8.45 Uhr Frühstück
12.30 Uhr Mittagessen
15.00 Uhr Kaffee
18.30 Uhr Abendessen

Montag, 30. Oktober 1989

bis 14.30 Uhr Anreise
15.00 Uhr Begrüßung, Kaffee
16.00 Uhr Empfang beim Oberbürgermeister der Stadt Fulda, Dr. Wolfgang Hamburger, im Stadtschloß
20.00 Uhr Gesprächsrunde, Vorstellung

Dienstag, 31. Oktober 1989

9.30 Uhr Vortrag „Der heilige Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas“
Dr. Werner Kathrein
anschließend Gang zum Bonifatiusgrab
15.30 Uhr Vortrag „Verantwortung in Freiheit — Überlegungen zum christlichen Menschenbild“
Prof. em. Dr. Franz Böckle
19.00 Uhr Weinprobe mit Imbiß

Mittwoch, 1. November 1989 — Allerheiligen

- 9.30 Uhr Vortrag „Normen und gesellschaftlicher Wandel — Was bleibt heute verpflichtend?“
Prof. em. Dr. Franz Böckle
- 15.30 Uhr Vortrag „Moral, Erziehung, Charakterbildung — Glaubwürdigkeit des militärischen Führers“
Prof. Dr. Wolfgang Roysl, Universität der Bundeswehr, Neubiberg
- 20.00 Uhr Gesprächsrunde

Donnerstag, 2. November 1989 — Allerseelen

- 9.30 Uhr Vortrag „Heute in den Streitkräften führen“
N. N.
- 13.00 Uhr Fahrt zur Besichtigung der innerdeutschen Grenze
- 19.30 Uhr Offener Akademieabend mit Gästen aus Fulda
Vortrag „Wofür steht der Soldat heute?“
N. N.

Freitag, 3. November 1989

- 9.30 Uhr Nach dem Frühstück Verabschiedung und Abreise
- Teilnehmer:* Offiziere und Unteroffiziere m.P., möglichst noch in Truppenverwendungen oder vergleichbaren Tätigkeiten
- Anmeldung:* Möglichst umgehend an
Bundesgeschäftsführer der GKS
Adenauerallee 115
5300 Bonn 1

Sonderurlaub kann beantragt werden.

(Die Veranstaltung ist als förderungswürdig anerkannt.)

Genaues Programm wird auf Anforderung zugeschickt.

Vor 200 Jahren

Sans-culottes

Diese Ehrenbezeichnung der französischen Revolutionäre wurde von einem Deutschen erfunden. Französische Soldaten brachten sie von Amerika nach Paris

Wolfgang Altendorf

Die Bezeichnung „Sans-culottes“, wie sich die französischen Revolutionäre stolz nannten, rührte von den Sansculotten her, bedeutet also keineswegs „ohne Hosen“, wie meist fälschlich übersetzt wird, vielmehr „ohne Culotten“. Culotten waren jene für die Mode des 18. Jahrhunderts typischen, dazu teuren Kniehosen mit Schnallen und dazugehörigen Strümpfen der höheren und wohlhabenden Stände. Die meisten Revolutionäre konnten sich derartige Beinkleider nicht leisten. Wie selbstverständlich wurde diese Bezeichnung „Sans-culottes“ jedoch als von Franzosen erfunden angesehen, weil sie so sehr charakteristisch für die Revolution erscheint, mit ihr entstanden und mit ihr auch wieder verschwindend.

Den Kniehosen zum Opfer gefallen

Und in der Tat rührte der revolutionäre Schwung der ersten Jahre auch von dieser „langhosenigen“ Unterscheidbarkeit her. Ja, so manche männliche Eitelkeit, die den „oberen Ständen“ nacheiferte, führte, besonders in den ersten Tagen der Revolution, zu Mißverständnissen. Culottenträger fielen, obwohl nicht adelig, aufgebrachten Langhosen zum Opfer, bis diese sich selbst, besonders in den Revolutionstribunalen und im neuen Gefühl der errungenen Macht, ebenfalls „culottinierten“, also modisch-elegant kleideten. Die „Sans-culottides“, die fünf oder (im Schaltjahr) sechs „jours complémentaires“, die Ergänzungstage des französischen Revolutionskalenders, die am Ende jeden Revolutionsjahres festlich gefeiert wurden, bewahrten bis zuletzt diese eigentümliche Bezeichnung einer radikal veränderten Zeit.

1778 „Frères sans culottes“

Was als typisch französisch galt und revolutionär dazu, entsprang jedoch keineswegs französischen Köpfen, ja nicht einmal französischem Boden. Vielmehr gründete elf Jahre vor der Revolution ein Deutscher, General in nordamerikanischen Diensten, Friedrich Wilhelm von Steuben, in seiner Wahlheimat, Amerika, den Orden der „frères sans culottes“, deren Ordensoberer und Großmeister er auch wurde, und der über 700 Mitglieder, Offiziere und Soldaten zählte, darunter auch den Begründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerikas, George Washington. Der Orden firmierte als eine „Brüderschaft der Gleichheit in der Armut“. Gründungstag war der 4. Mai 1778 (vor rund 210 Jahren also) im Tal Valley Forge, dem „verlorenen Tal“, wo zu jener Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (von der englischen Vormundschaft) Washington sein Hauptquartier hatte.

Steubenparade und Steubenville

Steuben, dem es durch diese demokratische Ordensgründung und später noch durch die Abfassung seines „Blauen Buches“, der Dienstanweisung für die nordamerikanische Armee, gelang, die Widerstände gegen seine Armee-reformen abzuschwächen, ging in die Geschichte, nicht nur der Vereinigten Staaten von Amerika, ein. Die „Steuben-Parade“ und „Steubenville“ (bei New York) zeugen, wie lebendig seine Gestalt im Bewußtsein besonders natürlich der Deutsch-Amerikaner geblieben ist.

Günstling der Zarin

Friedrich Wilhelm von Steuben wurde 1730 in Magdeburg geboren. Sein Vater war dort preußischer Hauptmann für das Ingenieurwesen. Mit 17 Jahren trat er als Fahnenjunker in das preußische Infanterieregiment Lestwitz ein und wurde 6 Jahr später, 1753, Leutnant. Er nahm — zumeist als Adjutant in Generalstäben — am Siebenjährigen Krieg teil, geriet in russische Gefangenschaft und konnte in Petersburg, wohl vor allem infolge seines einnehmenden Äußeren den Zar, nach dessen Ermordung schließlich Katharina II. bestimmen, mit dem Preußenkönig, dem „Alten Fritz“, nicht nur Frieden zu schließen, sondern ihn auch gegen Maria Theresia in Wien zu unterstützen. Zurückgekehrt, wurde Steuben persönlicher Adjutant seines Königs. Eine Liebesaffäre und daraus resultierende Intrigen zwangen ihn, diesen Dienst zu quittieren. Er ging einige Jahre später und auf Veranlassung des französischen Ministers St. Germain und Beaumarchais' nach Nordamerika, wo er zum Generalmajor und Generalinspekteur der nordamerikanischen Armee, meist unmittelbar in Washingtons Stab delegiert, avancierte.

Für die Freiheit Amerikas

Gegen die Engländer errangen die von ihm ausgearbeiteten Operationspläne, auch häufig durch sein persönliches Eingreifen bei prekären Situationen, die entscheidenden Erfolge. Sie führten schließlich zur Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Trotz dieser enormen Verdienste zögerte der Kongreß sieben Jahre, ihm — neben der Staatsbürgerschaft — die entsprechenden, auch materiellen, Auszeichnungen zuzugestehen. Offenbar lag es vorwiegend daran, daß Steuben eine Indianerin, eine Oneida namens Sigh („Seufzer“), Enkelin des berühmten Häuptlings Tamenund, heiratete und „zur ersten roten Baronin“ erhob. Es war eine persönlich folgerichtige Entscheidung für dieses Land, das ihn so sehr faszinierte und dem sein Lebenswerk galt. Dagegen machten ihm einige der Staaten von sich aus Landzuwendungen, darunter auch das Oneidaland (des Stammes seiner Frau, dem er hier das Wohnrecht sicherte), so daß er, bis zu seinem relativ frühen Tod (1794, New York, 64 Jahre alt) doch einigermaßen wohlhabend leben konnte.

Brüderschaften in Frankreich

Von Amerika nach Paris zurückgekehrte französische Soldaten, Mitglieder der „frères sans culottes“, gründeten nun ihrerseits, mit Zustimmung Steubens, in Frankreich weitere

Brüderschaften. Diese bereiteten nicht unerheblich ebenfalls die Stimmung zugunsten der Revolution auf. Ihre von Steuben erdachte Devise „Brüderschaft der Gleichheit in der Armut“ wurde schließlich in „liberté, égalité, fraternité — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ umgewandelt und allgemein von den Revolutionären als zündende, revolutionäre Parole übernommen.

Seminar der GKS und ZV

Die Habsburger und die Geschichte

überschrieb Provikar und Generalvikar a.D. Prälat F. Gruber sein Referat, das er Samstag, dem 10. September 1988, vor den Teilnehmern des Seminars „Ihr sollt meine Zeugen sein – Zeugnisse des Glaubens in Österreichs Geschichte und Gegenwart“ hielt.

Da dieses Referat sich derart ausführlich mit der Geschichte des Hauses Habsburg, angefangen bei Rudolf I. bis hin zum letzten Kaiser Karl I., beschäftigt, ist es aus technischen Gründen nicht möglich, es in diesem Rahmen in seinem Gesamtumfang wiederzugeben.

Folgende Auszüge, die die herausragenden Gestalten der Habsburger und ihre besonderen Merkmale kennzeichnen, mögen deshalb dazu beitragen, dem Anliegen des Referenten: vor allem das Menschliche im Wesen und Wirken der Habsburger in den Vordergrund zu rücken, zu entsprechen.

Wilhelm Lehmkämpfer bearbeitete diese hervorragende Abhandlung.

Das führende Herrschergeschlecht Europas

Ohne Übertreibung kann man sagen, daß das Herrschergeschlecht der Habsburger, von den letzten Jahrzehnten des dreizehnten bis zu den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts, also durch nahezu sechseinhalb Jahrhunderte, eines der führenden, ja die längste Zeit das führende Herrschergeschlecht Europas gewesen ist.

Kein anderes europäisches Herrscherhaus war so „europäisch“, ist im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung so sehr Verkörperung und Träger eines universalen, übernationalen Herrschaftsprinzips geworden. Kein anderes Herrschergeschlecht Europas hat so weit ausgegriffen über die verschiedensten europäischen Völker und Nationen wie diese Familie, deren Oberhaupt zur Zeit der größten Machtausdehnung, Kaiser Karl V., bekanntlich mit Recht sagen konnte, daß in seinem Reich die Sonne nicht unterging.

Keiner anderen Herrscherfamilie haben durch die Jahrhunderte und bis zuletzt Angehörige so vieler verschiedener europäischer Nationen gedient, Deutsche, Niederländer, Burgunder, Italiener, Spanier, Franzosen, Iren, Skandinavier, Angehörige der meisten slawischen Länder, Magyaren, Griechen und Albaner.

Läßt man vor dem geistigen Auge die glanzvolle Reihe der Feldherrn, Heerführer und hohen Offiziere vorüberziehen, die unter Habsburgs Fahnen gedient und gekämpft haben, oder die nicht minder glanzvollen Staatsmänner, Ratgeber und hohen Beamten, so findet man, wie dies bei keinem anderen Staatswesen je der Fall war, in bunter Reihe Angehörige aller europäischen Nationen, die Blüte der europäischen Adelsgeschlechter, des europäischen Bürgertums, der Künstler- und Gelehrtenwelt.

Ein anschauliches Bild von diesem Zusammenklang der europäischen Völkerschaften gewinnt auch heute noch jeder Besucher von Wien, der in der Innenstadt oder in den einstigen Vorstädten der „Kaiserstadt“ an den barocken Adelspalästen vorbeigeht und ihre Na-

men überdenkt, die Namen deutscher, niederländischer, italienischer, spanischer, französischer, ungarischer, böhmischer und polnischer Adelsgeschlechter, der Liechtenstein, Auersperg, Kinsky, Harrach, Starhemberg, Palffy, Esterhazy, Collalto, Pallavicini, Clary, Rasumovsky, Clam-Gallas und wie sie alle heißen.

Seit die Habsburger, als sie am Ende des 13. Jahrhunderts aus ihrer südwestdeutschen Heimat nach Österreich kamen, ihre alemannischen Dienstmännern mitbrachten, sind mit jedem neuen Landerwerb Menschen der betreffenden Länder und Völkerschaften in ihre Dienste getreten und an ihren Hof gezogen, Menschen, deren Nachkommen auch vielfach dann noch am Kaiserhof blieben, als die betreffenden Länder der habsburgischen Herrschaft wieder verlorengingen.

Noch bis zu ihrem letzten Waffengang im ersten Weltkrieg hat die Armee, die dem habsburgischen Kaiser durch ein ganz persönlich aufgefaßtes Treueverhältnis verbunden war, als einzige Armee Europas in einem Erdteil der Nationalstaaten und Nationalarmeen auch Ausländer der verschiedensten Nationalitäten zu ihren Offizieren gezählt — nicht in einer „Fremdenlegion“, sondern als letzten Nachhall jener übernationalen Buntheit, welche schon die Armee Wallensteins kennzeichnete und die Schiller in seiner Wallenstein-Trilogie so eindrucksvoll gestaltet hat.

So gab es noch im Weltkrieg 1914—1918 in den Reihen der österreichischen Armee dänische, schwedische, ja selbst französische Offiziere, die den ganzen Krieg über dem Kaiser die geschworene Treue hielten — obwohl man es ihnen bei Kriegsausbruch freistellte, in ihre Heimatländer zurückzukehren.

Die Herrschaft in Österreich, dem Land, dessen Namen dann auch zu dem der Familie in dem Begriff der „Casa d'Austria“, des „Hauses Österreich“, wurde, ist im Laufe der Jahrhunderte in ständig wachsendem Ausmaß zum prägenden und mitbestimmenden Faktor der habsburgischen Politik geworden. Aber auch der ebenfalls durch die Jahrhunderte schließlich fast zu einem Gewohnheitsrecht gewordene Besitz der Krone des Heiligen Römischen Reiches, der deutschen Kaiserkrone, die dem habsburgischen Geschlecht seit Rudolf I. den Glanz höchster sakraler Weihe gegeben hat (die deutsche Geschichte zählt zwanzig Kaiser oder Könige aus habsburgischem Haus), trug entscheidend dazu bei, die hohe Auffassung der Habsburger und ihrer Untertanen von der Auserwähltheit und Majestät dieses Geschlechts, seiner Berufung zum höchsten Herrscheramt in der Christenheit zu wecken und zu kräftigen.

Der Ahnherr

Wer und wie war nun König Rudolf I., der Ahnherr der Habsburger? „Er war groß von Gestalt, mit langen Beinen, feingliederig, mit kleinem Kopf, blassem Gesicht und langer Nase, hatte nur wenig Haare, schmale und lange Hände, ein Mann, maßvoll in Speise und Trank und anderen Dingen, ein weiser und kluger Mann . . .“ so schildert ein zeitgenössischer Chronist Erscheinung und Wesen Rudolfs von Habsburg.

Ein anderer berichtet von ihm: „Er war von Jugend auf kriegerisch, ein kluger und mächtiger Mann, von hohem Wuchs, mit gebogener Nase, mit ernstem Gesicht, dessen Würde die Stärke des Charakters erkennen ließ.“ Mit diesen Beschreibungen stimmt das Bild der Grabplatte im Dom zu Speyer völlig überein. Es zeigt uns ein hageres Gesicht mit scharf geschnittener, kühn geschwungener Nase, hochgezogenen Augenbrauen und einem schmallippigen, in den Winkeln etwas herabgezogenen Mund. Energie und Zielstrebigkeit, wohl auch eine gewisse Härte, die mit der in zahlreichen Anekdoten und Erzählungen überlieferten Fähigkeiten zu leutseligem Humor durchaus vereinbar scheint, mag man in diesem Gesicht erkennen.

Der Befund der Öffnung der Kaisergräber im Jahre 1900 bestätigte die Angaben der Zeitgenossen von der hohen, schlanken und feingliedrigen Gestalt Rudolfs. Wie seiner Nachfahren Maximilians I. und Josephs II. hat sich auch der Gestalt des Ahnherrn die Legende bemächtigt und das Bild eines klugen, gütigen, volkstümlichen, humorvollen, schlichten, frommen und demutsvollen Ritters gezeichnet, während die Härte und Zielbewußtheit, das rastlose Streben nach Erweiterung von Macht und Besitz, die den historischen Rudolf zweifellos auch auszeichnete, verwischt und vergessen wurden.

Zwei Eigenschaften, beide auch von großer politischer Bedeutung, hebt die Tradition an Rudolf vor allem hervor: seine Leutseligkeit und seine Frömmigkeit. Sein Humor und Mutterwitz sind bereits ein Menschenalter nach des Königs Tod in einer Sammlung heiterer Anekdoten verwirrt worden.

Die alemannische Nüchternheit, die Beschränkung auf das Mögliche, die kluge, bedächtige Wahrung des eigenen Vorteils — all das hat Rudolf in den Augen der bürgerlichen Mit- und Nachwelt als Ideal des redlichen Hausvaters erscheinen lassen.

Für seine Frömmigkeit sind es vor allem zwei Legenden, die zum religiös fundierten Sendungsbewußtsein der Habsburger wesentlich beitrugen: der Priester auf dem Versehgang, den Rudolf durch den reißenden Fluß geleitet und anschließend sein Pferd schenkt: weil er das Pferd, das den Heiland getragen, nicht mehr zu Kampf und Jagd verwenden wolle. Daraus leitete man auch die besondere Verehrung der Habsburger für das Altarsakrament ab. Die Beziehung zur gleichzeitigen Einsetzung des Fronleichnamsfestes (1284 durch Papst Urban IV.) ist offenkundig.

In dem Verzicht auf das Jagd- und Streitroß, das durch den höheren Dienst geweiht wurde, klingt wohl das Motiv an, daß Rudolf selbst, nach seiner Erhöhung zum sakralen Herrscheramt, nicht mehr der fehdelustige, kriegerische Dynast geblieben, sondern der Bringer und Wahrer von Frieden und Recht geworden sei.

Ein ähnliches Motiv kehrt in der zweiten berühmten Erzählung wieder. Als Rudolf nach seiner Wahl und Krönung die Belehnung der Reichsfürsten vornehmen sollte, habe das Zepter gefehlt. Da habe Rudolf um sich geblickt, ein Kruzifix von der Wand genommen und es geküßt und gesagt: „Hier ist das Zeichen, das uns und die ganze Welt erlöst hat; es soll unser Zepter sein.“

Daß so der erste Herrscherakt der habsburgischen Dynastie im Zeichen des Kreuzes erfolgte, ist später auch als symbolisches Faktum von richtungsweisender und prophetischer Bedeutung ausgelegt worden.

Die Zeitgenossen, denen die Erhebung Rudolfs als ein Werk der Vorsehung erschien, berichteten, während der Krönung in Aachen sei eine weiße, von der Morgensonne rötlich beleuchtete Wolke in Kreuzesform über dem Münster geschwebt. Man hat das in dem Sinn gedeutet, daß die Habsburger derart legitime Nachfolger und Erben des ersten christlichen Kaisers, des großen Konstantin, und seiner Devise: „In hoc signo vinces“ seien. Diese Devise kehrt dann auch in den bildlichen Habsburger Apotheosen des Barockzeitalters immer wieder, wobei hier die aktuelle Beziehung zum eben errungenen Sieg über die ungläubigen Türken gegeben war.

Königswahl

Rudolf war 55 Jahre alt, als er zum König gewählt wurde. In dem fehdereichen Menschenalter zwischen 1240 und 1273 hatte der Graf von Habsburg jene politische und militärische Meisterschaft erworben, die er dann als König auf der Ebene der europäischen Politik wie in der Entscheidungsschlacht auf dem Marchfelde erfolgreich einsetzen konnte. Bei der Belagerung der Bischofsstadt Basel, verteidigt von Bischof Heinrich von Neuenburg, traf etwa um den 20. September 1273 der Hohenzoller Burggraf Friedrich von Nürnberg als Abgesandter der rheinischen Kurfürsten im Lager vor Basel ein und bot — wie es heißt, mitten in der Nacht — im Lagerzelt dem Habsburger die deutsche Königskrone an. Rudolf akzeptierte die keineswegs bescheidenen Bedingungen der Kurfürsten und sandte den Burggrafen Friedrich nach Basel zu dem in äußerster Bedrängnis befindlichen Bischof, um über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Erstaunt über diese unerwartete Wendung, soll Bischof Heinrich ausgerufen haben: „Herrgott im Himmel, sitze fest, sonst nimmt dir dieser Rudolf deinen Platz!“ Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, und die Städte öffneten dem zum König Ausersehenen ihre Tore.

Für die habsburgische Territorialpolitik am Oberrhein bedeutete die Königswahl von 1273 eine Unterbrechung, ja das Ende, wie sich das später noch zeigen sollte. Die von Rudolf angestrebte Territorialbildung durch Zusammenschluß der Herrschaftskomplexe im Oberelsaß, Breisgau und den „oberen Landen“ blieb unvollendet, das Gebiet des Bistums Basel trennte am Rheinknie dauernd die elsässischen von den schweizerischen Besitzungen der Habsburger, und der auch schon früher gegenüber dem Bischof von Straßburg erungene Erfolg — Rudolf hatte die Unterwerfung der Reichsstädte Kolmar, Mülhausen und Kaisersberg durch den Straßburger Bischof verhindert — konnte nunmehr, nach Rudolfs Königswahl, nicht mehr im Sinne der habsburgischen Territorialbedingung ausgenutzt werden. Die drei elsässischen Städte blieben, mitten im habsburgischen Gebiet, reichsunmittelbar. Darüber hinaus aber mußte Rudolf mit dem Versprechen an seine Wähler, die rheinischen Kurfürsten, ihnen das in der Zeit des Interregnums in ihren Besitz gelangte Reichsgut und staufische Erbe zu belassen, seinem eigenen Ausdehnungsdrang in Südwestdeutschland selbst eine unüberwindliche Schranke setzen. So blieb ihm,

wollte er sein Königtum auf eine feste Machtbasis stellen, fast zwangsläufig nur die Möglichkeit, nach einem Ersatz im Osten des Reiches zu suchen, wo im Kampf gegen Ottokar das Reichsinteresse und das habsburgische Streben nach dem Erwerb einer geschlossenen Territorialmacht in Einklang gebracht werden konnte.

Heirats- und Machtpolitik

Die Schwerpunktverlagerung vom Westen nach dem Osten, ein beherrschendes Motiv in der habsburgischen Geschichte der folgenden Jahrhunderte, war schon mit der Situation bei der Königswahl von 1273 gegeben. Rudolf verpflichtete sich die Kurfürsten von Pfalz, Sachsen und Brandenburg durch familiäre Bindung (6 Töchter Heiratspolitik). Den Papst gewann er durch die Zusage von Romzug und Kreuzzug (Gregor X.) und durch das Versprechen, die staufische Italienpolitik nicht wieder aufzunehmen; daraus ergab sich das Bild vom „frommen König Rudolf“ und das des „Verzichtpolitikers“, des Liquidators des hochmittelalterlichen Kaisertraums.

Die eindeutige päpstliche Entscheidung zugunsten Rudolfs auf dem Konzil von Lyon im Frühsommer 1274 verschaffte Rudolf die freie Hand zu der unausweichlichen Auseinandersetzung mit dem König von Böhmen Premysl Ottokar II. Der Böhmenkönig hatte die Zeit des Interregnums zum Ausbau der eigenen Herrschaft genutzt, wobei ihm der Untergang der Stauer und das Erlöschen der babenbergischen Herzogsfamilie in Österreich zugute gekommen ist. Zwischen Ostsee und Adria war hier ein Großreich im Entstehen, das den deutschen Fürsten und dem deutschen Königtum gefährlich zu werden drohte. Rudolfs Wahl hatte Ottokars Hoffnungen auf Erwerbung der deutschen Königskrone zunichte gemacht.

Trotz der ungleich reicheren Mittel, die Ottokar II. zur Verfügung standen, hatte ihn Rudolf dank seiner organisatorischen, politischen und militärischen Meisterschaft ausmanövriert, ehe es noch zu einem größeren Gefecht gekommen ist. Durch den Einsatz bewährter, verlässlicher Mitstreiter — des Pfalzgrafen Ludwig, des Grafen Meinhard von Tirol, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg —, durch das Herüberziehen der Bundesgenossen des Gegners — des Herzogs Heinrich von Niederbayern, des österreichischen und steirischen Adels, aber auch der böhmischen Barone, voran der Rosenberge in Südböhmen — stärkte er seinen Einfluß.

Ottokar verzichtete auf Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, die Windische Mark, Pannonien, wurde mit Böhmen, Mähren und den dazugehörigen Reichslehen belehnt. Eine doppelte Eheverbindung der beiden Häuser — eine Tochter Ottokars mit einem Sohne Rudolfs, eine Tochter Rudolfs mit einem Sohne Ottokars — sollte den Frieden bekräftigen.

Geburt einer Dynastie

Für die Herrschaft der Habsburger in Österreich ist der Tag der Marchfeldschlacht, der 26. 8. 1278, der eigentliche Geburtstag geworden; der Geburtstag der Dynastie, die schließ-

lich den Namen des Landes aufnehmen und als „Haus Österreich“ den Namen des kleinen Landes an der Donau um den ganzen Erdball tragen sollte.

Hier auf dem Marchfeld in Dürnkrut und Jedenspeigen, wo wie die drei Blätter eines Kleeblattes der Alpen-, der Sudeten- und der Karpatenraum zusammentreffen, kämpften die Heere Ottokars unter dem Schlachtruf „Praga, Praga“ und die im Heere des deutschen Königs kämpfenden Soldaten mit dem Schlachtruf „Rom, Rom“ und „Christus, Christus“, und der an Rudolfs Seite kämpfende streitbare Bischof von Basel stimmte vor dem Kampf das Schlachtlied an „Sant’ Maria, Mutter und Magd, all unsre Not sei dir geklagt“. Auf böhmischer Seite erklang der Schlachtgesang „Hospodine pomuluy ny“ (Herr, erbarme dich unser).

König Rudolf hat von der mährischen Stadt Felsberg aus Berichte über seinen Sieg nicht nur an den Papst Nikolaus III. und an den Erzbischof Friedrich von Salzburg, sondern auch an den Dogen von Venedig und an die Stadt Florenz gesandt, und italienische Chronisten haben ausführlich über die Marchfeldschlacht berichtet. Bei der Sicherung des neu erworbenen Territoriums für sein Haus ist König Rudolf wieder mit gewohnter Klugheit und Umsicht vorgegangen. Rudolf blieb 5 Jahre in Österreich.

1281 war Rudolf endlich wieder nach dem Westen gegangen und hatte seinen ältesten Sohn Albrecht als Reichsvikar in Österreich und Steiermark zurückgelassen.

Scheitern und Verzicht

König Rudolf, der so erfolgreich den Besitz seines Hauses gemehrt und es zur Höhe geführt hatte, vermochte die eigene Kaiserkrönung und die Sicherung der Nachfolge seines Sohnes im Reich nicht zu erreichen.

Gewiß war es ein reiches und bedeutendes Erbe, das er Albrecht hinterließ: Der habsburgische Herrschaftsbesitz im Westen war gewaltig ausgedehnt worden, die Herzogtümer Österreich und Steiermark, formell auch das an Kärnten verpfändete Krain — die Möglichkeit zur Erwerbung von Böhmen und Ungarn schien ebenso gegeben zu sein wie jene einer Länderbrücke zwischen dem westlichen und östlichen Herrschaftsbereich.

Gewichtsverlagerung

Die drei Daten der Ermordung Albrechts, der Niederlage von Morgarten und jener von Mühldorf — 1308, 1315, 1322 — markieren die Vollendung jener Gewichtsverlagerung der Habsburger vom Westen nach dem Osten, die sich schon unter Rudolf I. abgezeichnet hatte. Damit werden die Herzöge von Österreich im eigenen wie im Bewußtsein ihrer Untertanen zu „Österreichern“; jetzt erst waren die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß in der Folgezeit die Begriffe „Haus Habsburg“ und „Haus Österreich“, der Name der Dynastie und jener des Landes, miteinander verschmolzen. Dennoch blieb das Geschlecht auch weiterhin im Westen verankert.

Friedrich III. — „Alles Erdreich ist Österreich untertan“

In den Wirren jener chaotischen Zeit des ausgehenden Mittelalters, in den unzähligen Fehden, in die Friedrich III. verwickelt wurde und von denen oft die eine aus der andern erwuchs, in den Kämpfen mit den Führern der Ständemacht, mit den aufständischen Wienern, mit den eigenen Söldnerführern, in der kriegerischen Auseinandersetzung mit dem eigenen, ihm so ungleichen, viel energischeren Bruder Albrecht VI., ebenso aber auch als Oberhaupt des Reiches hat Friedrich III. bis zum Extrem jene Politik des Beharrens und Überdauerns praktiziert, die später eine Grundlage der habsburgischen Politik geworden ist. Eine Politik, wie sie später Rudolf II., Leopold I., Franz I. ebenfalls einnahmen, um die Stürme der Zeit zu überstehen.

Welche Bedeutung immer man den berühmten fünf Vokalen A.E.I.O.U. unterlegt, mit denen Friedrich die ihm gehörenden Gegenstände und die von ihm errichteten Bauten kennzeichnete, so spricht daraus ein starkes Bewußtsein für die Bedeutung der eigenen Person und des eigenen Hauses. Wurde diese Devise doch in der Deutung des „*Austriae est imperare orbi universo*“ — „Alles Erdreich ist Österreich untertan“ jedenfalls von Friedrich selbst in dem Sinne verstanden, daß dem Haus Österreich Rechtsens das deutsche Königtum und römische Kaisertum zustehe. In dieser Hinsicht ist Friedrich III. der Vollstrecker des politischen Testaments Rudolfs IV.

Man kann mit Recht Friedrich III. als den eigentlichen Begründer des dann durch drei Jahrhunderte nicht mehr unterbrochenen Kaisertums der Habsburger bezeichnen.

Die Wahl Friedrichs III. im Jahr 1440 muß verstanden werden aus der veränderten Situation in Mitteleuropa (Hussitensturm), das Heraufziehen der Türkengefahr (sein Vater Ernst der Eiserne hatte schon 1418 bei Radkersburg eine erste Kampfberührung mit den Türken). Die Kurfürsten wählten Friedrich als den Herrn der südöstlichen Grenzlande zu einer ähnlichen Aufgabe, wie sie einst dem Ahnherrn Rudolf im Kampf gegen Ottokar aufgetragen war. Ein Vergleich mit Rudolf I. ist dennoch schwer möglich. Was Rudolf gegen Ottokar errungen, hat Friedrich III. an das ungarische Königtum des Matthias Corvinus verloren, er hat sich in Österreich wie im Reich als Herrscher nicht durchsetzen können; wenngleich er andererseits von einem allerdings inzwischen längst von der Höhe seiner politischen Geltung herabgesunkenen Papsttum das erreichen konnte, was Rudolf vergeblich angestrebt hatte, die Kaiserkrönung in Rom (Papst Nikolaus V.), die ihm als letztem der deutschen Herrscher und als einzigem Habsburger in der Geschichte zuteil wurde. In Rom hat er auch die portugiesische Prinzessin Elenore geheiratet, die sich, im Glanz des spätmittelalterlichen Portugal aufgewachsen, in den engen und nur allzuoft kläglichsten Verhältnissen des damaligen österreichischen Landesfürstentums wie eine Verbannte vorgekommen sein muß und die ihr Streben nach herrscherlichem Glanz und weltpolitischer Geltung auf ihren Sohn Maximilian übertragen hat. Wenn Friedrich auch vielfach einer Spinne im Netz gleichen mochte, so war er dennoch eine Gestalt von richtungsweisender Bedeutung; nicht zuletzt deshalb, weil er mit unerhörter Zähigkeit an allen seinen Ansprüchen festgehalten hat. So hat er im Westen wie im Osten die Grundlagen

teils bewahrt, teils selbst geschaffen für den neuerlichen Aufstieg seines Hauses; und er hat schließlich, da er alle seine Gegner überlebte, noch mitansehen können, wie sein ihm so unähnlicher Sohn Maximilian I. durch die Vereinigung des Erbes aller habsburgischen Linien und als Gemahl und Erbe der burgundischen Maria, der reichsten Erbin Europas, das Haus Habsburg aus der Epoche der Machtlosigkeit in eine neue Zeit weltpolitischer Geltung führte.

Das „Haus Österreich und Burgund“ nannte Maximilian seine Familie

Ehe- und Bündnispolitik

Für Maximilian wurde jedoch nicht der Osten, sondern der Westen zum Schicksalsland. Mit 18 Jahren heiratete er Maria von Burgund, die Erbtöchter Karls des Kühnen, die reichste Erbin Europas.

Die burgundische Heirat von 1477 brachte die Rückkehr in das große politische Spiel der westeuropäischen Dynastien. Wie Albrecht I. seine alemannischen Dienstmänner nach Österreich gebracht hatte, so bildeten nunmehr die großen Adelsfamilien Burgunds und der Niederlande mit ihrer französisch-flämischen Mischkultur die Gefolgschaft der Habsburger. Maximilian hat auch als erster Habsburger wieder die Länder aller Linien seines Hauses in einer Hand vereinigt. Entscheidend wurde für ihn, daß Sigismund „der Münzreiche“ von Tirol, der keine legitimen Erben besaß, ihm seine Lande übertrug und er damit die beträchtlichen Einnahmen aus den Silberbergwerken Tirols gewann, aber auch die so bedeutsame Verbindung zum Bankhaus der Fugger, ohne dessen finanzielle Unterstützung die zahlreichen Kriege und Unternehmungen des in ständigen Geldnöten steckenden Herrschers nie hätten durchgeführt werden können.

Maximilians zweite Ehe mit Bianca Maria Sforza von Mailand, der Krieg gegen Venedig, in dessen Verlauf Maximilian längere Zeit Verona in Besitz hielt, und schließlich die Festlegung der südlichen Reichsgrenze auf Jahrhunderte sind die wichtigsten Stationen der Italienpolitik Maximilians.

Schließlich hat Maximilian die Ansprüche auf Böhmen und Ungarn, an denen schon sein Vater Friedrich III. so zähe festgehalten hatte, bewahrt und durch das doppelte Ehebündnis seiner Enkel Ferdinand und Maria mit den Kindern des jagellonischen Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn bei dem Fürstenkongreß in Wien 1515 erneuert.

Maximilians Ehe- und Bündnispolitik umspannte ganz Europa von Spanien und England bis Ungarn und Rußland (er trug sich sogar einmal mit dem Gedanken, als Bewerber um die schwedische Königskrone aufzutreten).

Der letzte Ritter

Der Weite seiner politischen Pläne entsprach das Sprunghafte, Phantasievolle und Unstete seiner Natur. Man pflegt das Unruhige, Widerspruchsvolle, fast Launenhafte an Maximilian als Ausdruck des Zeitgeistes der „Übergangszeit“ zwischen Mittelalter und Neuzeit

anzusehen, getreu der klassischen Kathederblüte: „Mit einem Fuß stand Maximilian im Mittelalter, mit dem andern winkte er der aufgehenden Sonne der Neuzeit zu“, und man weist gerne darauf hin, daß der „letzte Ritter“ zugleich der erste Infanterist und Artillerist gewesen ist. Maximilian besaß vor allem ein hervorragendes Verhandlungstalent, das ihm in mancher schwierigen Lage zugute kam, daneben ein intuitives Verständnis für die Wichtigkeit politischer Propaganda.

Er ist auch der Herrscher der deutschen Renaissance, der Mäzen der deutschen Künstler, der Freund des oberdeutschen Großbürgertums, voran in Augsburg und Nürnberg. Als Mittelpunkt und Haupt eines deutschen Humanistenkreises hat er die nationalen Tendenzen, die alten deutschen Sagen und Heldenlieder sammeln lassen. Das deutsche Nationalbewußtsein, das er auf den Reichstagen und im Umgang mit dem deutschen Bürgertum in seinen Reden und Propagandaschriften zur Geltung kommen ließ, war dabei unlösbar verbunden mit dem Glauben an sein Haus, an dessen Sendung und Berufung zur Führung der Christenheit.

Ein weiterer phantastischer Plan des alten, zum zweitenmal verwitweten Kaisers war es, Koadjutor des Papstes und schließlich Papst zu werden und so die beiden höchsten Würden der Christenheit in seiner Person oder zumindest in seinem Haus zu vereinen. Gewiß hat Maximilian in dem berühmten Brief an seine Tochter Margarete, in dem er diesen Plan entwickelte und mitteilte, daß auch Ferdinand von Aragon dem Projekt geneigt sei, vorausgesetzt, daß Maximilian das Kaisertum dem gemeinsamen Enkel Karl übertrage. Daß der Gedanke an die Erwerbung der Tiara ihn aber tatsächlich beschäftigte, steht wohl außer Zweifel.

Die Überzeugung von der Auserwähltheit seines Hauses und seiner Berufung zu den höchsten Ämtern der Christenheit beweisen die von Maximilian angeregten genealogischen Werke und die dazugehörige Bildnerhandschrift „Kaiser Maximilians besonderes Buch, genannt der Zaiger“, die beide in eindrucksvoller bildlicher Darstellung die Hinordnung der habsburgischen Geschichte und Genealogie auf die höchsten Ämter der Christenheit, auf Papsttum und Kaisertum, begründen.

Die habsburgische Weltmacht

Den Aufstieg des Hauses zu einer noch größeren Machtentfaltung unter seinen Enkeln Karl V. und Ferdinand I. hat Maximilian durch seine Bündnis- und Heiratspolitik wohl vorbereitet, dabei aber selbst noch keineswegs voraussehen können, welche unerwartet reichen Früchte diese Politik seinem Hause bringen würde. So hatte für die Zeitgenossen der weitere Aufstieg der Habsburger erst recht etwas Wunderbares; zuerst der Anfall des eben durch die Entdeckung der sagenhaften Länder jenseits des Weltmeeres an Reichtum und Geltung gewaltig angewachsenen spanischen Erbes sowie dann im Osten der Anspruch auf die ungarische und böhmische Krone, in der Mitte Europas die Erwerbung Württembergs und die Kaiserwahl Karls V. Der Glaube der Habsburger an die Sendung und Auserwähltheit ihres Hauses schien glänzend durch den Segen Gottes bestätigt. In der

großen, die gesamte Christenheit bewegenden Frage nach Reinigung und Erneuerung der Kirche und später, nachdem aus diesem Streben die Kirchenspaltung erwachsen war, bei dem Bemühen um die Beseitigung der Glaubenstrennung wie nach außen in der Verteidigung der Christenheit gegenüber den Türken kam dem solcherart erhöhten Haus Habsburg die Führerrolle zu.

Karl und Ferdinand — Teilungsverträge

Karl, der im Jahre 1500 in Gent geboren und in der Taufe den Namen des letzten Burgunderherzogs, seines Urgroßvaters, erhielt, war in der niederländisch-burgundischen Welt beheimatet und ihren ritterlichen Traditionen. Dazu kam als ein anderer wichtiger Umwelteinfluß eine aus der niederländischen Überlieferung der „devotio moderna“ stammende tiefe und ernst aufgefaßte Religiosität, die ihm von seinem Lehrer Adrian von Utrecht, dem späteren Papst Hadrian VI., vermittelt wurde. Die Geschichte der Habsburger, dieser treuesten Söhne der kath. Kirche und legitimen Erben der „Katholischen Könige und Glaubensstreiter Spaniens“, ist in der Neuzeit zugleich die Geschichte einer fast nicht abreißenden Kette von Konflikten mit der römischen Kurie.

Für den Kaisergedanken wie für die habsburgische Familienpolitik war die Frage entscheidend, in welcher Weise der Ausgleich der Erbensprüche mit dem jüngeren Bruder Ferdinand gefunden wurde. Schon während des ersten Reichstags, den der junge, in Deutschland mit großen Hoffnungen begrüßte König Karl in Worms hielt — und auf dem ihm in der Gestalt Luthers die neue Lehre zum erstenmal entgegentrat —, wurde 1521 ein erster Teilungsvertrag zwischen Karl und Ferdinand geschlossen. Demnach sollte Ferdinand im äußersten Osten entschädigt werden und nur die fünf österr. Herzogtümer, Österreich ober und unter der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain, Karl hingegen alles übrige erhalten, also außer den spanischen Reichen das vielgestaltige burgundische Erbe, dazu die habsburgischen Stammlande am Oberrhein, Tirol und den ganzen Kranz der oberitalienisch-friaulischen Besitzungen bis nach Triest und Istrien, Ferdinand, der lebhaftere und liebenswürdigere der beiden Brüder, besaß wie sein Großvater Maximilian eine gewisse Zähigkeit und Beharrlichkeit beim Verhandeln, und so wurde schon im folgenden Jahr 1522 in Brüssel eine andere Teilung des Erbes vereinbart: Nun erhielt Ferdinand die ganze „Herrschaft zu Österreich“ vom Elsaß bis zur ungarischen Grenze, während Karl außer der Kaiserkrone und den spanischen Reichen mit ihren italienischen Nebenländern nur das burgundische Erbe erhielt. Dieser Brüsseler Vertrag von 1522 hat für habsburgische und die europäische Geschichte die größte Bedeutung erlangt.

Ferdinand und seine Nachkommenschaft erhielten mit der Herrschaft über alle althabsburgischen Besitzungen die Machtgrundlage für die Erwerbung Böhmens und Ungarns sowie für die Nachfolge im Kaisertum. Damit war bereits entschieden, daß sich das habsburgische Gesamthaus in eine spanische und eine deutsche Linie aufspalten würde, und so trug vom Gesamthaus aus gesehen der Brüsseler Vertrag der Gewichtsverlagerung nach dem Westen Rechnung.

Karl V.

Im Reich und in der Gestalt Karls V. ist das habsburgische Haus zu einer weder vorher noch später je erreichten Höhe aufgestiegen. Der Weite der beherrschten Länder, der Großartigkeit der weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen, Unternehmungen und Pläne entsprach der majestätische und vornehme, zugleich aber schlichte und von jedem hohlen Pomp meilenweit entfernte Lebensstil des Kaisers, die hoheitsvolle und tief beeindruckende Würde und äußere Erscheinung, die uns der Pinsel Tizians in seiner unvergänglichen Leucht- und Lebenskraft überliefert hat.

Bei allem Glanz der äußeren Triumphe und dem Reichtum seiner Länder und Kronen liegt eine tiefe Tragik über diesem Herrscher. Der Gedanke der Vergänglichkeit alles Irdischen und des Todes hat Karl sein Leben lang begleitet und wohl dazu beigetragen, ihn im Glück vor Übermut, im Unglück vor Verzweiflung zu bewahren. Karl war kein Träumer, Romantiker oder Phantast. Aus seinen Briefen und Anweisungen, vor allem an seinen Sohn und Nachfolger Philipp, weht uns die kühle, klare Luft des staatspolitischen Denkens der Hochrenaissance, die Bändigung der menschlichen Leidenschaften durch die Ratio an. Das Gefühl der ungeheuren Verantwortung gegenüber Gott für das Wohl und das Seelenheil der beherrschten Völker ist das bestimmende Element, aus dieser Verantwortung erwächst die Pflicht zu gewissenhaftester Führung der Regierungsgeschäfte. Die nüchterne Beurteilung der Vorzüge und Schwächen der einzelnen Diener, Ratgeber und Heerführer wird ergänzt durch den Rat zu einem stets wachen Mißtrauen gegenüber Beratern, Schmeichlern und Günstlingen sowie durch den entsprechenden Rat, die eigenen Gefühle und Gemütsbewegungen zu verbergen und niemandem, außer Gott und dem Beichtvater, Einblick in das eigene Seelenleben zu gewähren. Es mag einem manchmal frösteln vor der Eiskälte, mit der hier die voraussichtliche Dauer der weiteren Brauchbarkeit alter, verdienstvoller Diener vorausberechnet wird — wobei dem Nachfolger allerdings immer empfohlen wird, diese alt gewordenen Staatsmänner und Heerführer zu ehren und entsprechend zu belohnen.

Karl war keineswegs gefühllos und gefühlarm. Dasselbe gilt ja dann auch von Karls Sohn Philipp, ja von den meisten Habsburgern nach Karl V.

So ist Karl V. ein echter Habsburger in den kühlem, abwägenden Berechnen der Kräfte, in der gewissenhaften, bedächtigen Erwägung der möglichen Folgen jedes Schritts und dadurch durchaus ein Realpolitiker gewesen. Der Leitstern war die große, erhabene Idee des Kaisertums, verbunden mit dem Glauben an die Berufung des eigenen Hauses. Am Ende des Lebens dieser großartigsten Gestalt der habsburgischen Geschichte aber stehen — und auch hier lenkt die Linie wieder zurück zur habsburgischen Familientradition — Verzicht und Resignation, Selbstbescheidung im Bewußtsein der erfüllten Pflicht.

Man hat Karl V. mit Kolumbus verglichen, der einen kürzeren Weg nach Indien suchte und eine neue Welt entdeckte; und mit Luther, der die Reinheit des alten Glaubens wiederherstellen wollte und dann noch einen neuen Glauben begründete. Ähnlich habe Karl die hochmittelalterliche Idee der Weltmonarchie erneuern wollen und sei in Wirklichkeit

der Begründer des spanischen Imperiums und der spanischen Hegemonie in Europa geworden.

Karl V. und sein Sohn Philipp II. haben das spanische Zeitalter Europas herbeigeführt, das dann im folgenden Jahrhundert vom französischen abgelöst wurde. Philipp II. ist der Ludwig XIV. des 15. Jhdts., sein gewaltiges Bauwerk, der Escorial, das spanische Versailles — oder, besser, Versailles der französischen Escorial — genannt worden. Fragt man nach Jahreszahlen für diese spanische Epoche des habsburgischen Hauses, so bieten sich der Augsburger Religionsfriede von 1555 und der Sieg der Spanier bei Saint-Quentin über die Franzosen am 10. August 1557 an.

Zwischen beiden Ereignissen liegt die Abdankung Karls V., die Loslösung des der ewigen Kämpfe müde gewordenen Kaisers von der Entwicklung im Reich, die er aus politischen wie aus religiösen Gründen nicht billigen konnte.

Machtverlagerung — Machtverlust

Mit dem Regierungsantritt Philipps II. fiel die Führung des Hauses Habsburg in der Folgezeit eindeutig der in Spanien herrschenden Linie zu, und die in den deutschen Erblanden residierende Linie Ferdinands und seiner Nachfolger sank herab, obwohl ihr die Kaiserkrone verblieb.

Hatte Ferdinand in der Behauptung von seiner und seines Sohnes Nachfolge im Reich einen Sieg über Karl und Philipp errungen, so fiel doch der spanischen Linie — nicht zuletzt dank ihrer stärkeren finanziellen und militärischen Mittel — in der Folgezeit auf allen Gebieten, im Kampf gegen die Ungläubigen wie mit dem mit Frankreich, in der Auseinandersetzung mit dem Papst wie in dem weltweiten Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus, die Führung zu.

Das Zeitalter der Entdeckungen und überseeischen Eroberungen, der großen Seeschlachten, war ein Zeitalter der Seefahrnationen, der Portugiesen, Spanier, Italiener, Niederländer, Engländer und Franzosen, mit denen selbst die einst so stolze Hanse nicht mehr konkurrieren konnte. Da lagen die Länder der deutsch-habsburgischen Linie gleichsam im Hinterhof des Geschehens.

Als dann nach Ferdinands I. Tod (1564) unter dessen Söhnen wieder eine Teilung vorgenommen wurde, der älteste, Maximilian II., außer der Kaiserkrone die einstigen albertinischen Länder Ober- und Niederösterreich und dazu noch die Länder der böhmischen Krone erhielt, Ferdinand eine neue vorderösterreich-tirolische, Karl eine innerösterreichisch-steirische Linie begründete, schien es, als sei für die österr. Habsburger ein neues Zeitalter der Linientrennung und der Übermacht der Landstände — deren Widerstand noch durch den religiösen Gegensatz verstärkt wurde — angebrochen. Rechnet man dazu die ständige Türkennot, die nur durch verzweifelte Anstrengungen, durch drückende Tributzahlungen einigermaßen eingedämmt werden konnte, so versteht man die Schwäche der österr. Habsburger in der 2. Hälfte des 16. Jhdts. Der Tod des jungen Königs Ludwig von Ungarn in der Schlacht von Mohacs (1526) brachte eine ständige Belastung durch die

Kämpfe mit den Türken in Ungarn, und unter dieser Bedrohung verlagerte sich das Schwergewicht naturgemäß nach Böhmen, und so hat Maximilians II. Sohn, Kaiser Rudolf II., nicht in Wien, sondern in Prag auf dem Hradschin residiert, so daß das luxemburgisch-albertinische Konzept eine kurze Auferstehung zu erleben schien.

Unter den gegebenen Umständen ist dann nicht weiter verwunderlich, daß König Philipp II. durch mehr als vier Jahrzehnte (von 1556—1598), also während fast der ganzen 2. Hälfte des Jhdts. regierte und als bedeutendster und mächtigster Fürst im damaligen Europa nach dem Tode Kaiser Ferdinands I. (1564) und erst recht natürlich, nachdem dessen Sohn Maximilian II. 1567 gestorben war, als die unbestrittene oberste Autorität und als Haupt des Gesamthauses galt.

Niedergang

Die spanisch-habsburgische Macht befand sich seit dem Ende der „großen Armada“ (1588), deutlicher seit dem Tod Philipps II. im Niedergang. Sein Sohn Philipp III. und sein Enkel Philipp IV. waren schwache, unbedeutende, durch die zahlreichen Verwandtenheiraten erblich schwer belastete Herrscher, die die Regierungsgewalt ihren Günstlingen (*privados*) überließen (Herzog Lerma und Graf Olivares, Herzog von Santander). Unter der Herrschaft dieser Günstlinge verschoben sich, der Tendenz der Zeit und der Entwicklung im benachbarten Frankreich folgend, die Gewichte wieder stärker von den religiösen zu den politischen Auseinandersetzungen zurück. Nach dem Ende des religiösen Bürgerkrieges in Frankreich, in den noch Philipp II. auf seiten der katholischen Partei eingegriffen hatte, und nach dem Wiedererstarken des französischen Königtums trat der alte machtpolitische Gegensatz zwischen Frankreich und Spanien wieder zutage.

Als dann infolge der langen Dauer des Krieges und des Niederganges der spanischen Wirtschaft und Finanzen die spanischen Subsidien immer spärlicher flossen, machte sich das Gewicht der unterschiedlichen politischen Interessen zwischen Madrid und Wien immer stärker geltend. Im Westfälischen Frieden hat sich Ferdinand III. von der Madrider Politik ganz losgelöst, auf eigene Faust für das Reich und für seine Erblande Frieden mit Schweden und Frankreich geschlossen und dem spanischen Schwager Philipp IV. — der nun auch noch sein Schwiegersohn durch Ferdinands Tochter Anna wurde — allein die Weiterführung des Krieges mit Frankreich überlassen. Die Hand der spanischen Infantin Maria Theresia erhielt statt Erzherzog Ferdinand, wie es der Kaiser wünschte, Ludwig XIV., selbst Sohn einer spanisch-habsburgischen Mutter (der Schwester Philipps IV., der zugleich Oheim und Schwiegervater des Sonnenkönigs war), der aus dieser Ehe dann die Ansprüche auf das spanische Erbe ableitete.

Die Herrscher des österreichischen Barocks

Das dreißigjährige Ringen hatte der habsburgischen Dynastie den religiös-politischen Sieg in den Erbländern gebracht. Im Reich aber war der von Ferdinand II. unternommene Versuch einer Durchsetzung des kaiserlichen Machtanspruchs an dem Widerstand der frem-

den Mächte und an dem der deutschen Reichsfürsten, einschließlich der katholischen, gescheitert. Die altherwürdige Kaiserkrone, die ihnen verblieb, verlieh ihrer Stellung in den Erbländern wohl einen zusätzlichen Glanz.

Im Zuge der Gegenreformation wurde der Charakter und die Zusammensetzung des österr. Adels von Grund auf verändert, und dieser neue, vielfach aus den Familien der Heerführer des Dreißigjährigen Krieges und dann der Türken- und Franzosenkriege gebildete Adel stellte die Hofgesellschaft, den prunkvollen Chor, über dem sich die Apotheose der Dynastie erhob.

Dieser Aufstieg aber erfolgte zugleich im Zeichen der triumphierenden Gegenreformation, so daß Herrscher- und Heiligenkult, die Verherrlichung des Hauses Habsburg und der siegreichen kath. Kirche allenthalben ineinanderflossen. Von den Barockfassaden, die den alten gotischen Kirchen vorgesetzt wurden, grüßten der kaiserliche Doppeladler und die Wappenbilder der habsburgischen Länder und Herrschaften, die Dreifaltigkeit und Marinesäulen waren gleicherweise Siegeszeichen der kath. Kirche wie des Herrscherhauses, die großen Wallfahrten und Prozessionen — so die große Fronleichnamsprozession, an der, im Sinne der besonderen habsburgischen Eucharistieverehrung, seit Ferdinand II. der Kaiser und die Mitglieder des Kaiserhauses hinter dem Allerheiligsten einherschritten — waren Festzüge der Kirche wie der Dynastie.

Der Kult der Landesheiligen Leopold, Florian, Notburga, Johannes, Nepomuk unterstrich die enge Verbindung von Religion und Politik. Die „Pieta Austriaca“ fand ihren Ausdruck in bestimmten Formen der Verehrung und des Kults: die Verehrung der Eucharistie und des Altarsakraments (Legende über Rudolf von Habsburg), Pflege und Förderung des häufigen Kommunionsempfangs in der kaiserlichen Familie. Das gleiche galt von der Marienverehrung, von der Unterstellung der Dynastie und des ganzen Landes unter den „besonderen Schutz der Himmelskönigin“, der „Magna Mater Austriae“, deren wichtigster Wallfahrtsort, Mariazell, zu „einer Art von österreichischem Staatsheiligtum“ wurde. Die damals so beliebte Krönung der Marienbilder und Marienstatuen, vielfach mit einer Krone, die der unter Rudolf II. geschaffenen habsburgischen Hauskrone (der Krone des späteren „Kaisertums Österreich“) nachgebildet war, der Krönung Mariä durch die Trinität, wie überhaupt bei den Dreifaltigkeitsdarstellungen der Gedanke der Herrschaft Gottes über die Welt stets auch eine Bezugnahme auf das Herrscheramt des Kaisers enthält.

Das Barockzeitalter, das man für Österreich geistes-, kultur- und stilgeschichtlich zwischen den beiden Daten der Schlacht am Weißen Berge und des Regierungsantritts Maria Theresias, 1620—1740 ansetzen kann, ist das heroische Zeitalter, in dem die machtpolitisch aufsteigende Wiener Linie von der absteigenden Madrider Linie schließlich die Hauptlast des Kampfes sowohl gegen die Ungläubigen im Osten als auch gegen das französische Königtum im Westen übernahm, die Zeit der triumphierenden Gegenreformation. Stellte innerhalb dieser Epoche unter machtpolitisch-militärischem Gesichtspunkt der Entsatz von Wien und der Sieg über das Heer des Kara Mustafa im Jahre 1683 die große

Wende dar, so bedeutete von der Dynastie her gesehen der Regierungsantritt Leopolds I. im Jahre 1658 einen Einschnitt.

Behält man für diese ganze Epoche — für die mit Recht der Name „Habsburgerzeit“ vorgeschlagen wurde — die Bezeichnung bei (die allerdings dann nicht nur im Sinne eines Stils der bildenden Künste, sondern mehr noch in dem eines allgemeinen geistigen, religiösen, politischen, wirtschaftlichen Stils aufgefaßt werden muß), so bildet die Regierungszeit der beiden Ferdinande, die Epoche von 1620—1657, die Zeit des österr. Frühbarocks, die Regierungszeit Leopolds I. (1657—1705) jene des Hochbarocks, die seiner beiden Söhne Joseph I. und Karls VI. (1705—1740) die abschließende Epoche des Spätbarocks.

Die große Kaiserin Maria Theresia

Herrscherin, Frau und Mutter

Maria Theresia, die Tochter Karls VI. und einer Welfin, der Prinzessin Elisabeth-Christine von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, war die letzte Alt-Habsburgerin; mit ihr endet die mehr als ein halbes Jahrtausend vorher mit König Rudolf begonnene Reihe der habsburgischen Herrscher. Aber die Stammutter des neuen Hauses Habsburg-Lothringen war in Wesen und Wirkung viel mehr Anfang als Ende, die wahre Begründerin eines neuen Staatswesens, das sie, unterstützt von hervorragenden, mit glücklicher Hand ausgewählten Beratern und Gehilfen, aus den ererbten Ländern schuf und das sie mit Klugheit und Starkmut gegen äußere Feinde verteidigte. Sie entwickelte einen neuen Regierungsstil, eine neue Beziehung zwischen dem Herrscher und dem Volk. Mit dieser mütterlichen Herrscherin, die die Bestattung der einzigen Nicht-Habsburgerin, ihrer Erzieherin Gräfin Fuchs, in der Begräbnisstätte des Hauses, der Wiener Kapuzinergruft, anordnete, begann das „bürgerliche Zeitalter“ der Dynastie. Wie ihre Ahnherrn Rudolf I. und Maximilian I. wurde auch Maria Theresia bei ihrem Volk wirklich beliebt und populär, und unzählige Anekdoten sind von ihr überliefert.

Ihr Gemahl, Franz Stephan von Lothringen, hatte, um die Hand der Erbin der habsburgischen Länder zu erhalten, sein Stammland Lothringen gegen das Großherzogtum Toscana vertauschen müssen, da die Hofburg nur auf diese Weise nach dem Ende des Polnischen Erbfolgekrieges die, wie sich später herausstellte, wertlose französische Garantie für die Pragmatische Sanktion erhalten konnte. „Kein Verzicht, keine Erzherzogin“, hat Johann Christoph Freiherr von Bartenstein, der führende Staatsmann der letzten Jahre Karls VI., der Berater Maria Theresias in den ersten stürmischen Jahren ihrer Regierung und spätere Erzieher Josephs II., dem Lothringer damals zugerufen. Daß nur ein Prinz mit geringer Eigenmacht die Hand der Thronerbin erhalten werde, hat Karl VI. England versprechen müssen.

So stand der Schatten der großen Politik der europäischen Kabinette über dieser Verbindung, die doch von Anfang an auch eine Liebesheirat war und eine der glücklichsten Liebesheiraten jener Zeit. So kam es zur Wiedervereinigung zweier Linien des alten lothringischen Herzoghauses nach nahezu einem Jahrtausend und im Bewußtsein des Volkes wie

im allgemeinen Sprachgebrauch auch in der Folgezeit hießen sie stets „die Habsburger“. Schon durch die Heiraten mit deutschen Prinzessinen in den beiden letzten habsburgischen Generationen war Maria Theresia abstammungsmäßig wieder eng mit den deutschen Fürstenhäusern verbunden. Ihre Ahnentafel zeigt ein starkes Überwiegen deutscher Vorfahren — im Gegensatz etwa zu dem von Mit- und Nachwelt als besonders „deutsch“ empfundenen Kaiser Maximilian I., dem Sohn einer italienischen Prinzessin, in dessen Ahnentafel das deutsche Element nur eine geringe Rolle spielte. Maria Theresia war eine große Reformerin, wenn man will eine Revolutionärin, eine Revolutionärin mit Herzenstakt, weiblichem Charme, einem untrüglich sicheren Gefühl für die Grenzen des Möglichen und mit einem virtuoson Talent für Auswahl und Behandlung ihrer Mitarbeiter begabt. Kein Herrscher vor ihr und nach ihr hat es wie sie verstanden, den richtigen Mann zur richtigen Zeit auf den richtigen Platz zu stellen, keiner hat wie sie, inmitten schwerer Kriege, so viele grundlegende und umwälzende Neuerungen durchgeführt, die sich dazu noch in der Folgezeit bewährten. Mit welchem Lebensgebiet immer man sich in der neuen Geschichte Österreichs beschäftigt, mit der Geschichte der Verwaltung, der Finanz- und Wirtschaftspolitik, des Schulwesens, des Heerwesens, der Rechtspflege und des Gesundheitswesens, immer kommt man zu dem Ergebnis, daß die entscheidenden Reformen und segensreichen Einrichtungen auf die Regierungszeit der großen Kaiserin zurückgehen. Das Erstaunliche aber ist, daß die Kaiserin neben dieser gewaltigen, gegen die Beharrungskraft und die Widerstände jahrhundertealter Traditionen und geheiligter Privilegien durchgeführten Reformarbeit, neben dem Kampf um die Erhaltung ihres Erbes und den Sorgen um den Lauf der großen europäischen Politik noch Zeit fand, ihrem Gatten eine vorbildliche Gemahlin zu sein, sechzehn Kinder in die Welt zu setzen („Man kann nicht genug davon haben, in diesem Punkt bin ich unersättlich“, schrieb sie an ihre Schwiegertochter) und sich auch noch in ebenso vorbildlicher Weise um die Erziehung und Heranbildung ihrer Kinder zu kümmern.

Ihre Briefe, voran jene an ihre an fremden Höfen verheirateten Töchter, aber auch die an ihre Heerführer und Minister, enthüllen eine solche Frische und Herzlichkeit und einen so natürlichen Hausverstand, daß man eine Ahnung bekommt von dem Zauber, der von dieser mütterlichen Frau auch dann noch ausging, als die vielen Geburten, die körperlichen und seelischen Strapazen, Sorgen und Aufregungen ihre ursprüngliche Schönheit (den gewinnenden Eindruck, den z. B. die Kaiserin in Frankfurt bei der Krönung ihres Gemahls machte, hat nach Augenzeugenberichten Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ geschildert) zerstört hatten und sie in zeitlebens nicht versiegender Trauer um ihren 1765 verstorbenen Gemahl den Witwenschleier trug.

Die vielleicht für den Herrscherberuf wichtigste Charaktereigenschaft, Starkmut im Unglück, mußte Maria Theresia gleich zu Beginn ihrer Regierung bewähren, als sie sich im Alter von nur dreiundzwanzig Jahren den von verschiedensten Seiten hereinbrechenden Bedrohungen gegenüberfand „ohne Geld, ohne Credit, ohne Armee, ohne eigene Experi-enz und Wissenschaft und endlich auch ohne allen Rat, weil ein jeder aus den Räten anforderst sehen und abnehmen wollte, wohin die Sachen sich wenden würden“.

Bekannt ist ihre Mahnung an die verzagten Räte: „Was for Grillen, warumb solche Gesichter, reden ist notwendig, aber nicht die arme Königin und mehr zu discouragieren, sondern ihr helfen und rathen!“, und ihr erschütternder Brief an Feldmarschall Graf Khevehmüller, in dem sie unter Bezugnahme auf ein gleichzeitig übersandtes Bild schreibt: „Hier hast du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben; was vermeinst du, will aus diesem Kinde werden? . . .“ Berühmt auch die anekdotisch ausgeschmückte Erzählung, wie die Herrscherin durch ihr persönliches Auftreten auf dem ungarischen Reichstag in Preßburg den ungarischen Adel zum Versprechen stärkerer Hilfeleistung bewog. So gelang es ihr, die erste große Krise ihrer Regierung zu überwinden und in dem achtjährigen Ringen des Österr. Erbfolgekrieges — und der beiden Schlesischen Kriege ihr Erbe mit Ausnahme von Schlesien im Norden, Parma und lombardischen Gebieten im Süden zu bewahren. Maria Theresia hat den großen Preußenkönig innig und aus tiefstem Herzen gehaßt, nicht nur als den „Räuber Schlesiens“, sondern mehr vielleicht noch, weil der kühle, scharfe und ironische Geist und Witz des „Einsiedlers von Sanssouci“ ihrem eigenen warmherzigen, mütterlichen und ganz und gar unintellectualistischen Wesen diametral entgegengesetzt war.

So wurde es zu einer großen und schmerzlichen Enttäuschung ihres Lebens, daß sie in ihrem Sohn Joseph ähnliche Wesenszüge und Geisteshaltungen entdecken mußte wie in dem „bösen Menschen“ und „häßlichen Nachbarn“ Friedrich, dessen falschem Charakter sie stets „abhorriert“, dem „monstre“, das, wie sie schrieb, „uns und so viele Tausende noch immer quälet“. (Seit dem Einfall Friedrichs in Schlesien und der Gegenwehr Maria Theresias aber wurde die Rivalität gegenüber Preußen und später dann zum wilhelminischen Deutschland zu einer bestimmenden Komponente auch in Haltung, Stil und Ideenwelt der habsburgischen Dynastie.) Die Klage über die kalte Ironie und den sarkastischen Witz des „philosophischen Jahrhunderts“ war zugleich eine Anklage gegen die Geistesart ihres großen Gegners wie ihres eigenen Sohnes: „Die Welt ist jetzt so leichtfertig, so wenig wohlwollend. Alles wird ins Lächerliche gezogen . . . unsere Deutschen verlieren hierdurch die beste Eigenschaft, die sie besaßen: ein wenig schwerfällig und rauh zu sein, aber gerade, wahrhaft und fleißig. Ich für meine Person liebe alles das nicht, was man Ironie nennt. Niemals wird irgend jemand durch sie gebessert, wohl aber geärgert, und ich halte sie unvereinbar mit der Liebe des Nächsten.“

Verzweifelt beschwört sie den Sohn, er solle sich nicht „in einem Ton gehen lassen, der von vornherein alle zarte Wärme und Freundschaft verbannt“. Was sei denn das für ein Leben, aus dem die Menschlichkeit und gegenseitige Sympathie ausgeschlossen sei? Sie meinte, daß der Mangel an kirchlich-religiösem Eifer an dieser Geisteshaltung ihres Sohnes die Schuld trage, und empfahl ihm aus sorgenvollem Mutterherzen die eifrigere und andächtigere Erfüllung der religiösen Pflichten.

Die Feindschaft gegen den Preußenkönig hat Maria Theresia und ihren Staatskanzler Fürst Kaunitz schließlich sogar zu einem Bündnis mit dem alten Erbfeind, dem französischen Königtum, geführt. Die Ehe der jungen leichtlebigen Maria Antoinette mit dem französischen Dauphin sollte die traditionelle österreichisch-französische Gegnerschaft,

die Rivalität des habsburgischen und des bourbonischen Hauses für immer beenden. Die stand unter keinem guten Stern, und der erwartete politische Gewinn ist ausgeblieben.

Die Hilfe Frankreichs vermochte ebensowenig wie jene Rußlands Österreich im Siebenjährigen Krieg Schlesien wieder zurückzubringen. Das Leben Maria Antoinettes in Versailles war für die Mutter in Wien eine Quelle ständiger Sorge. Erst vor dem Tod unter der Guillotine der französischen Revolution hat Maria Antoinette gezeigt, daß sie in Haltung und Tapferkeit eine würdige Tochter Maria Theresias war. In einer eigenartigen Verbindung und Spannung befanden sich bei Maria Theresia überhaupt Muttersorge, Familiensinn, Hausinteresse und Staatspolitik in der Stellungnahme gegenüber jenen Töchtern, die sie an europäische Fürstenhöfe verheiratete. War beim Eheabschluß solcher Eheverbindungen zunächst nur der dynastisch politische Gedanke maßgebend, so ließ die Kaiserin dann in den Briefen an die Töchter in der Ferne die menschlichen Ratschläge, die Besorgnisse und Ermahnungen der Mutter in den Vordergrund treten, und man hat manchmal fast den Eindruck, als spräche vielleicht nur ganz im Unterbewußtsein, dabei eine Art Schuldgefühl mit, die Trauer, daß das politisch dynastische Interesse sie zwingt, die Töchter in die Ferne, an fremde Höfe und ungeliebte Partner zu verheiraten.

So ermahnte sie ihre Töchter, sie sollten sich dem Geschmack ihrer neuen Nationen anpassen, um deren Vertrauen zu gewinnen, und keine Abneigung, aber auch keine Vorliebe für irgendeine Nation hegen, denn jede habe ihre guten und schlechten Seiten. „Im Herzen seien Sie immer eine Deutsche, schon durch ihre Rechtschaffenheit, und geben Sie sich den Anschein, Neapolitanerin zu sein in allem was gleichgültig, aber in nichts, was schlecht ist“, schrieb sie an ihre Tochter Maria Josepha, die den König von Neapel heiraten sollte, und ihre Tochter Maria Amalia, die ihren Gatten Ferdinand von Parma mit ihrer allerdings nicht unbegründeten Eifersucht plagte, ermahnte sie: „Je mehr du deinem Gemahl Freiheit lässest, je mehr du darin deine Gefühle und dein Vertrauen offenbarst, desto anhänglicher wird er dir sein. Alles Glück der Ehe besteht in Vertrauen und beständigen Gefälligkeiten. Die törichte Liebe vergeht bald; aber man muß sich achten, sich gegenseitig, wo immer nur möglich, nützlich sein. Der eine muß sich als der wahre Freund des anderen erweisen, um die Unfälle dieses Lebens ertragen und die Wohlfahrt des Hauses begründen zu können. Alle Ehen würden glücklich sein, wenn man sich so benehmen würde.“

Die Stellung der Kaiserin zu Kirche und Religion

Die Tochter einer welfischen Protestantin, die vor ihrer Ehe mit dem Kaiser zum Katholizismus übergetreten war, ist persönlich streng katholisch eingestellt gewesen. Der Gedanke konfessioneller Toleranz, dem ihr Sohn zum Sieg verhelfen wollte, lag ihr persönlich fern. Dennoch ist sie, wie in so vielen anderen Bereichen auch auf kirchenpolitischem Gebiet die große Reformerin geworden. Unter Maria Theresia begann auch für den österr. Katholizismus ein neues Zeitalter, das der „katholischen Aufklärung“ und des „Josephinismus“, das die Epoche des Barockkatholizismus ablöste. So hat die persönlich fromme und strenggläubige Kaiserin die Zahl der Wallfahrten und Prozessionen eingeschränkt, die

Gründung neuer Klöster erschwert, die Ablegung der Klostergelübde vor dem 24. Lebensjahr bei Strafe verboten, vor allem aber die Steuerfreiheit des Klerus aufgehoben, Visitationen durch päpstliche Legaten untersagt, schließlich, wenn auch schweren Herzens, der Aufhebung des Jesuitenordens zugestimmt. Dem Geist der Zeit entsprechend stand der Gedanke an das Wohl des Staates und seiner Untertanen, militaristische und merkantilistische Überlegungen wie die Einschränkung der Zahl der Feiertage, der Wallfahrten und des kirchlichen Prunks aus volkswirtschaftlichen Gründen im Vordergrund. Maria Theresia wurzelte selbst wohl noch durchaus im religiös-dynastischen Denken ihrer Vorfahren. Rückblickend auf die mißliche Situation, in der sie sich bei ihrem Regierungsantritt befunden, faßte sie ihre Rettung allein als ein Werk Gottes und „Miracle“ auf (*„All dieses, glaube ich festiglich, habe der Allmächtige zugelassen, um jedermann, besonders aber mir, zu weisen, daß ihme allein meine Rettung zu danken habe; gleich auch dessen in meinem Herzen überzeugt bin... , so jedoch keineswegs meiner Tugend, sondern lediglich der Gnad Gottes zuschreibe... , als der starke Arm Gottes augenscheinlich für mich sich spüren zu lassen anfieng...“ usw.*). Es gibt in den Schriften gekrönter Häupter wohl kaum eine schlichtere und ergreifendere Stelle als jene, in der zugleich die Stärke und Seelengröße der Mutter und Herrscherin sichtbar wird: *„Und so lieb ich auch meine Familie und Kinder habe, dergestalten daß keinen Fleiß, Kummer, Sorgen noch Arbeit vor selbe spare, so hätte jedoch deren Ländern allgemein Beste denen allezeit vorgezogen, wenn man in meinem Gewissen überzeugt gewesen wäre, daß solches Tun könne oder daß derselben Wohlstand dieses erheischte, indeme sothener Länder allgemeine und erste Mutter bin.“*

Sie überwand die Spannungen, die sich daraus ergeben konnten, für sich wie für den Staat durch ihren ganz auf die praktischen Probleme gerichteten unspekulativen Geist, durch die Kraft ihrer starken Persönlichkeit und durch die Übertragung des obersten Prinzips, das ihr Wesen beherrschte, ihrer Mütterlichkeit, auch auf die politische Sphäre.

Der staatliche, der dynastische und der familiäre Bereich wurden gleicherweise beherrscht von der konkreten, lebensvollen Gestalt der Mutter, die Oberhaupt der Dynastie, Mutter ihrer großen Familie und Landesmutter zugleich war und auf die sich alle jene gemüthhaften Kräfte ihrer Untertanen konzentrierten, die durch die Zurückdrängung und Beschneidung der barocken Frömmigkeit frei geworden waren. Vielleicht liegt darin der tiefste Grund für die starke Wirkung, die Maria Theresia, die kaiserliche große Mutter Österreichs, auf Mit- und Nachwelt ausübte.

Diener des Staates — Joseph II. (1765—1790)

Über die Gestalt keines Habsburgers ging und gehen die Urteile so weit auseinander wie über Joseph II. Für den österreichischen Liberalismus aller Epochen war Joseph II. der Nationalheld, für den Antiklerikalismus der große „Glaubensfeger“, für die Deutschen Österreichs, besonders in Böhmen und Mähren „Joseph der Deutsche“, für Radikale und Demokraten der „Volkskaiser“ und „Bauernbefreier“, für katholische-konservative Kreise der „Kirchenfeind“, „platter Aufklärer“ und „Doktrinär“.

Die großen geistigen Strömungen seiner Zeit, Aufklärung und Rationalismus, haben das Denken dieses bedeutenden Herrschers geprägt. Eine hohe sittliche Auffassung von seinen Herrscherpflichten verband sich mit einer rastlosen Energie und einem kühnen, das Beharrungsvermögen der Gegenkräfte unterschätzenden Planungs- und Gestaltungswillen. Mit der tiefen Einsicht in die Erfordernisse der Zeit und in die Gefahren der Zukunft verband sich ein nur geringes Einfühlungsvermögen in die fremde Mentalität, die Mißachtung der traditionsbedingten Faktoren, der seelischen Unwägbarkeiten. Die Menschenkenntnis und den sicheren politischen Instinkt seiner Mutter hat Joseph nicht besessen. Die psychologischen Fehler, die er beging, haben in seiner Kirchen- wie in seiner Nationalitätenpolitik die Widerstände geweckt.

Der negativen Bilanz der Mißerfolge steht aber eine wohl ansehnlichere Bilanz der Leistungen und Erfolge gegenüber: Toleranzedikt und Aufhebung der Leibeigenschaft, die Heranbildung eines neuen Beamten- und Priestertyps, die Kolonisation in Ungarn und Galizien, die grundlegenden Reformen auf den Gebieten des Rechtswesens, der Sozialpolitik und des Gesundheitswesens, auf dem Gebiet der Schulreform und des Bildungswesens, die Förderung von Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie, die Gründung des Burgtheaters als „deutsches Nationaltheater“ und des Allgemeinen Krankenhauses in WIEN.

Fragen wir nach der bewegenden Kraft, die Joseph ebenso zu seinen Leistungen wie zu seinen Fehlgriffen antrieb, so ist wohl in erster Linie der Gedanke des Staatsdienertums zu nennen, der Glaube an die Pflicht des Monarchen, rastlos für das Wohl seiner Untertanen tätig zu sein. Da ihm persönliches Familienglück versagt blieb — die geliebte erste Gemahlin starb bald, ebenso das Kind des Kaisers, die zweite, aus politischen Erwägungen geschlossene Ehe war unglücklich —, ging er ganz im Dienst am Staat auf, wobei eine gewisse Gefühlskälte und ein harter, autokratischer Zug immer stärker hervortraten.

Er sah schwere Zeiten für das habsburgische Staatswesen voraus und suchte ihnen durch seine Reformen vorzubeugen: durch die Abstellung sozialer Mißstände, durch die Hebung von Volksbildung, Volkswohlfahrt und Volksgesundheit, durch die zentralistisch-bürokratische Vereinheitlichung, dadurch, daß er mit Hilfe einer verlässlichen, deutschsprechenden und wie der Kaiser selbst ganz dem Gedanken des Staatsdienertums hingegenen Bürokratie die verschiedenen Länder und Völkerschaften aneinanderband. Die Bürokratie sollte eine hierarchisch gegliederte, nach Leistung und Verdienst aufgebaute Pyramide sein, an deren Spitze der Kaiser als erster Beamter des Staates stand. Tatsächlich hat sich die von Joseph II. teils geschaffene, teils geprägte Bürokratie bis zum Ende der Habsburgermonarchie als verlässliche Klammer und Stütze des Staates neben der von ähnlichem Geist durchdrungenen Armee bewährt und hat dann auch als eines der wertvollsten Erbstücke des alten Reiches der Republik Österreich und den Nachfolgestaaten nach 1918 gedient.

Franz II. (1792—1806) — Der letzte Träger der römisch-deutschen Kaiserkrone

Mit der Annahme des österreichischen Kaisertitels 1804 (als Franz I. 1804—1835), der Niederlegung der Krone des Heiligen Römischen Reiches 1806 hat Franz die Staatsbildung

des „Kaisertums Österreich“ und seine Herauslösung aus der alten universalen Bindung vollendet. Für die gemüthhaften und geschichtlichen Werte der Kaisertradition, für den Mythos von Kaiser und Reich besaß er kein Verständnis, weshalb er auch nach dem Ende der Napoleonischen Kriege an keine Erneuerung des alten *Sacrum Imperium* mehr dachte. Der letzte römisch deutsche Kaiser war mit dem selbstgeschaffenen Titel eines „Kaisers von Österreich“ zufrieden; er hat das „Kaisertum Österreich“, das staatsrechtlich noch immer ein Komplex von unter verschiedenen Titeln beherrschten Ländern und Herrschaften war, mit Hilfe der von Joseph II. übernommenen Bürokratie gut verwaltet und sich namentlich um die Förderung der Industrie beachtliche Verdienste erworben. Durch die lange Friedenszeit nach den Stürmen der Revolutions- und der Napoleonischen Kriege, durch die stoische Ruhe und Gelassenheit, mit der er alle Schicksalsschläge ertrug, und durch sein betont schlichtes Auftreten erwarb sich Franz im Laufe der Zeit doch eine bemerkenswerte Anhänglichkeit und Sympathie seiner Untertanen. Zur Gewinnung der Anteilnahme und Sympathie der Untertanen trugen auch die Schicksalsschläge bei, die Kaiser Franz hinnehmen mußte: der Tod seiner Gemahlinnen — er war viermal verheiratet — und die Sorgen mit den Kindern. Es ist ihm nicht leichtgefallen, nach der Niederlage von 1809 seine Tochter Maria Luise mit Napoleon zu vermählen, denn das Ende der letzten Ehe einer Habsburgerin mit einem französischen Herrscher, das Schicksal seiner Tante Maria Antoinette, stand ihm und der Zeit noch allzu furchtbar und lebendig in Erinnerung.

Der schwerste Schicksalsschlag für den Kaiser und die Dynastie aber war die Unzulänglichkeit des Thronfolgers, des späteren Kaisers Ferdinand I. (mit der Annahme des österr. Kaisertitels begann eine neue Zählung, und Ferdinand war so der erste österreichische Kaiser dieses Namens).

Franz Joseph I. (1848—1916) — Der Monarch der alten Schule

Als Folge der revolutionären Ereignisse des Jahres 1848 dankte Kaiser Ferdinand I. am Ende des „Sturmjahres“, am 2. Dezember 1848, zugunsten seines Neffen, des 18jährigen Franz Joseph, des ältesten Sohnes des Erzherzogs Franz Karl und der energischen Erzherzogin Sophie, einer gebürtigen bayerischen Prinzessin, ab. Der Volkswitz, der das „WIR“ am Beginn der ersten Proklamation des neuen Kaisers als Verbindung der Initialen der drei die Revolutionen in Österreich, Ungarn und Italien bekämpfenden Heerführer Windischgrätz, Jellacić und Radetzky deutete, kennzeichnete treffend die Situation bei der Thronbesteigung des jungen Herrschers, nur einen Monat nach der Niederwerfung des Wiener Oktoberaufstandes durch Windischgrätz und Jellacić. Zum Sieg über die Revolution in Ungarn im folgenden Jahre bedurfte man der russischen Waffenhilfe, während in Italien das militärische Genie des greisen Radetzky einen glänzenden Sieg über das mit der italienisch-nationalen Revolution verbündete Piemont erstritt.

Die ersten Regierungsjahre des von einem fähigen Staatsmann, dem Fürsten Felix Schwarzenberg, von dem Einfluß seiner Mutter Sophie und von den Ratschlägen des im Hintergrund bleibenden ehemaligen Staatskanzlers Metternich geleiteten jungen Fürsten standen

im Zeichen einer entschiedenen absolutistisch-zentralistischen Politik und der Hoffnung auf durchgreifende Erneuerung des Gesamtstaates durch die josephinische Bürokratie.

Aber die nach Schwarzenbergs Tod von Franz Joseph selbst bestimmte, wenig glückliche Politik während des Krimkrieges isolierte Österreich in Europa; und auf den Schlachtfeldern des Krieges von 1859 gegen Frankreich und Piemont-Sardinien, auf denen der persönlich tapfere Franz Joseph den Glauben an sein Feldherrntalent und an das Kriegsglück verlor, erlag das neoabsolutistische System des ersten Regierungsjahrzehnts den liberalen und nationalen Kräften einer neuen Zeit. Beim Eintritt Österreichs in die konstitutionelle Ära, in die Epoche der Mitwirkung der Völker an der Gestaltung der Staatgeschichte, ist das Problem der Dynastie, ihre Funktion und Position in einem von neuen Kräften bestimmten Staatswesen in aller Schärfe gestellt worden.

Im Grunde seiner unproblematischen Natur stand Kaiser Franz Joseph durchaus auf dem Boden der von Erzherzog Albrecht mit Schärfe und Klarheit formulierten, ererbten dynastischen Vorstellungen. Schon die von Franz Joseph gewählte Devise „Viribus unitis“ (Mit vereinten Kräften), in der der Gedanke des Zusammenwirkens der verschiedenen Völker des Habsburgerreiches wie jener des Zusammenwirkens der Völker mit der Dynastie zum Ausdruck kam, stand im Widerspruch zu einer rein dynastischen Auffassung.

In den Jahren des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland, in denen die Inschrift auf dem Denkmal für Erzherzog Karl, den Vater des Erzherzog Albrecht, auf dem Wiener Heldenplatz — „Dem beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre“ — entstand, hat Franz Joseph sich durchaus als „deutscher Fürst“ gefühlt, dem nationalen Gedanken gehuldigt und in diesem Sinne an dem Kampf um Schleswig-Holstein 1864 im Krieg gegen Dänemark teilgenommen. Nachdem aber dann auf dem Schlachtfeld von Königgrätz (3. Juli 1866) die Entscheidung gefallen war, die Österreich seiner Stellung in Deutschland und Italien beraubte und es ganz auf den Donauraum verwies, hat sich der Kaiser mehr und mehr jener Auffassung genähert, daß der Bestand der habsburgischen Vielvölkermonarchie im Interesse Europas gerechtfertigt, ja unerlässlich sei als einzig sicherer Schutz für die kleinen in Mitteleuropa lebenden Völker.

Durch diese Auffassung, die nach 1866 in dem neuen Doppelreich Österreich-Ungarn mit welt- und nationalpolitischen, mit ethischen, wirtschaftlichen, geographischen und historischen Argumenten untermauert wurde, behielt die Dynastie und Krone ihre zentrale Stellung, denn sie war ja, zusammen mit der kaiserlichen Armee und der Vertretung nach außen, die einzige, beide Reichshälften überwölbende Klammer, die oberste, über den Streit der Nationalitäten und Parteien gestellte Autorität, krönender Schlußstein und Zusammenhalt des Reiches.

Sechsendachtzig Lebensjahre und 68 Herrscherjahre, ein Leben voll furchtbarster Schicksalsschläge und zum Schluß fast ganz angefüllt mit dem „papierenen Schreibtischdasein“, über das schon der dreiundzwanzigjährige junge Monarch seiner Mutter geklagt hatte, erhielten von dieser Auffassung — die durch die spätere Entwicklung im Donauraum eher bestätigt als widerlegt wurde — ihre Weihe und Berechtigung. Die franztisko-josephinische

Epoche war trotz ihres Glanzes und ihrer Leistungen, des Aufschwungs in der Gründer- und Ringstraßenzeit, in der Epoche der fortschreitenden mustergültigen Sozialpolitik und der aufstrebenden und in den Staat hineinwachsenden demokratischen Volksbewegung von tief pessimistischen Äußerungen von Mitgliedern der Dynastie über die Zukunft des Reiches und Herrscherhauses begleitet.

Schon 1848 hat Erzherzog Johann, dieser populärste und dem Denken und Fühlen des Volkes am innigsten vertraute Habsburger des 19. Jhdts., die Ansicht ausgesprochen, daß die Zukunft in Europa vielleicht der Republik gehöre. Kaiser Franz Joseph hat sich mit feiner Ironie und Selbstironie Theodore Roosevelt gegenüber als „den letzten europäischen Monarchen alter Schule“ bezeichnet und in seinen letzten Lebensjahren zu einem österreichischen Diplomaten geäußert: „Ich bin mir seit langem bewußt, wie sehr wir in der heutigen Welt eine Anomalie sind.“

Karl I. — Der letzte Kaiser (1916—1918) — Unter der Dornenkrone

Sein Nachfolger und Großneffe Karl, der im Alter von 29 Jahren zur Regierung kam, sah sich vor eine Aufgabe gestellt, die auch eine stärkere Persönlichkeit mit besserer Vorbereitung für das Herrscheramt kaum hätte lösen können. Der von den besten Absichten und vor allem von einem tiefen, aufrichtigen Friedenswillen erfüllte Herrscher hat durch verschiedene Maßnahmen und Unterlassungen seines Regierungsanfangs, die seiner Überzeugungstreue, Redlichkeit und Anständigkeit das beste Zeugnis ausstellten, die aber den Mangel an politischer und psychologischer Erfahrung allzu deutlich erkennen ließen, das wohl unabwendbare Ende eher beschleunigt als hinausgezögert. Sowohl sein Bemühen um einen Sonderfrieden als auch der Versuch eines Reichsumbaues in letzter Minute waren daher zum Scheitern verurteilt.

So blieb ihm in der Sterbestunde des alten Reiches nichts anderes übrig, als sich, dem Rat seiner Staatsmänner folgend, von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen, was zwar nicht formell, aber tatsächlich einer Abdankung gleichkam. Im barocken Jagdschloß Eckartsau, am Ende des Marchfeldes, nicht weit von jenem Ort, an dem einst sein Ahnherr Rudolf in der Schlacht mit dem Böhmenkönig Ottokar die Herrschaft über Österreich errungen hatte, verbrachte er noch im Winter 1918/19 die letzten Monate in der Heimat, ehe er unter britischem Geleit in die Schweiz ins Exil ging. Zweimal hat er, schlecht beraten und unter Verkennung der machtpolitischen Verhältnisse und Möglichkeiten der Nachkriegsjahre im Frühjahr und Herbst 1921 versucht, die Herrschaft in dem nach der Niederwerfung der Räterepublik wieder zu einem Königreich erklärten Ungarn anzutreten. Nach dem zweiten Versuch wurde er auf die Insel Madeira gebracht, wo er im folgenden Frühjahr am 1. April 1922 starb.

Hoch über Stadt und Hafen von Funchal, inmitten einer herrlichen südlichen Vegetation, liegt die kleine Wallfahrtskirche „unsere liebe Frau vom Berge“. Weit geht von dort oben der Blick über das Weltmeer, dessen beide Ufer einst zur Zeit der größten Machtfülle des Hauses Österreich unter der habsburgischen Herrschaft standen. In der Kirche, in einer

Seitenkapelle, steht ein schlichter Metallsarg. Er trägt als einzigen Schmuck das Bild einer Dornenkrone und die Inschrift: „Fiat voluntas tua“. Dort ruht unter dem Zeichen der Dornenkrone der letzte Herrscher aus dem Hause Habsburg. Auf einer Bronzetafel an der Friedhofsmauer von St. Peter am Kammersbach, ÖStmk., mit dem Reliefbild Kaisers Karls I.: Verraten, besiegt, verbannt, von vielen verleumdet, verkannt, starb einsam für Volk und Reich der Beste von Österreich. Gewidmet unserem letzten obersten Kriegsherrn Kaiser Karl I. (Seine Gemahlin, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn, Zita, ist am 14. März 1989 im Exil in der Schweiz mit 96 Jahren verstorben. Sie wird am 1. April, „dem Todestag von Kaiser Karl I., in Wien in der Kapuzinergruft, der traditionellen letzten Ruhestätte der Habsburger, beigesetzt werden. — Anm. der Red.)

Die Habsburger und Europa

Das Haus Habsburg ist dem Gesetz seiner Herkunft aus dem Herzraum Europas treu geblieben. Auffallend ist die Parallelität zwischen der Machtentfaltung der Dynastie und der Weltgeltung des Kontinents. Die drei Jahrhunderte von der ersten Hälfte des 16. bis zur ersten Hälfte des 19. waren die Jahrhunderte der europäischen wie der habsburgischen Machtfülle; der Rückbildungsprozeß der habsburgischen verlief gleichzeitig mit der Machtverlagerung aus dem kontinentaleuropäischen Raum zu den Flankenmächten, nach England, Rußland und Amerika. Der Erste Weltkrieg, der Europas Machtverfall besiegelte, brachte das Ende der habsburgischen Herrschaft. Diese Herrschaft hat im Verlauf der Jahrhunderte viele oft weit voneinander entfernte Länder, von Portugal bis Siebenbürgen und von den Niederlanden bis Sizilien, umfaßt; manchen dieser Länder und Völker hat die habsburgische Herrschaft durch die Eingliederung in eine größere Gemeinschaft Zeiten der Blüte gebracht, zuweilen allerdings gewiß auch deren Kräfte für weitgespannte Ziele bis an oder auch über die Grenze der Leistungsfähigkeit.

Die Dynastie, deren Mitglieder im Laufe der Jahrhunderte in lateinischer, deutscher, französischer, spanischer, italienischer, ungarischer Sprache miteinander korrespondierten, hat die politischen Ideen und geistigen Strömungen vieler europäischer Völker in ihre eigene Familientradition eingeschmolzen; die mittelalterliche Reichsidee und den national-deutschen Humanismus, burgundisches Rittertum und die spanische Ideenwelt der Glaubens- und Blutsreinheit, die politisch religiösen Gedanken der Gegenreformation und des Barocks, der italienischen Aufklärung und der französischen Physiokraten, der deutschen Klassik und Romantik und schließlich sogar jene des ethnischen Nationalgedankens ostmitteleuropäischer Prägung in der Anziehungskraft, die der ungarische, polnische und ukrainische Nationalismus auf einzelne Mitglieder der Dynastie ausübten.

Doch haben die Habsburger nie, auch im Zeitalter Karls V. nicht, Europa in dem Ausmaß beherrscht wie etwa — wenngleich nur für kurze historische Augenblicke — das französische Empire Napoleons oder das nationalsozialistische Großreich Hitlers; gerade darin mag man einen neuerlichen Beweis für das europäische Wesen der Dynastie erkennen. Wer die Habsburger nur im Glorienschein der Kaiseridee Karls V. oder in barocker Apotheose sehen will, der verbaut sich leicht den Blick auf die — vom Ahnherrn Rudolf bis zu

Kaiser Franz Joseph — gerade dieses Geschlecht besonders auszeichnende, den politischen Abenteuern abholde Nüchternheit und den bürokratischen Pflichteifer, der so viele Mitglieder dieses Geschlechtes ausgezeichnet hat.

Man könnte auch sagen, daß die Habsburger ein eigenartig starkes Gefühl für Rhythmus und Gleichgewicht beseelt habe, so daß sie in Zeiten stürmischer Umwälzungen auf die Seite der Beharrung, in Zeiten der Stagnation auf jene der Reform und Erneuerung traten.

Die habsburgische Geschichte ist in einem besonderen, umfassenden Sinn nicht nationale, sondern europäische Geschichte. Der Ausgleich west-östlicher und nord-südlicher Spannung war diesem Geschlecht von seinen Ursprüngen her immer wieder aufgegeben. In Verwirklichung und Scheitern, in Leistung und Versagen ist gerade von den Habsburgern ein ungeheurer Schatz europäischer Erfahrung eingebracht worden — gleichsam ein Gegenstück zu den von den Angehörigen aller europäischer Nationen geschaffenen Kunstschätzen, die das kunstsinnige Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte gesammelt hat.

In der Fruchtbarmachung dieser Erfahrungen für die Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben Europas mag wohl auch ein aktueller Wert der Beschäftigung mit der Geschichte der europäischen Dynastie der Habsburger liegen.

Kirche

„Kirche in Not“

38. Internationaler Kongreß

Emil Kladiwa

Auch im Jahr 1988 führte der 38. Internationale Kongreß „Kirche in Not“ wiederum etwa 400 Teilnehmer aus 20 Nationen in Königstein/Ts. zusammen.

Mit Königstein/Ts. verbindet auch die Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS) viele Erinnerungen. In diesem schönen Taunusort fand vom 14.—18.3.1960 die 1. Woche der Besinnung statt und am 17.3.1961 erfolgte die offizielle Gründung des Königsteiner Offizierkreises (KOK). In den Anfangsjahren unserer Gemeinschaft fand die „Woche der Besinnung“ im Albertus-Magnus-Kolleg/Haus der Begegnung in Königstein/Ts. statt. So ist es auch nicht verwunderlich, daß die 25. Woche der Begegnung an der Gründungsstätte durchgeführt wurde.

Das bisherige Symbol, sowohl des Königsteiner Offizierkreises (KOK) als auch der Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS), der Königsteiner Engel, war Zeugnis aus der Gründerzeit unserer Gemeinschaft.

Königstein/Ts. ist aber auch heilklimatischer Kurort und am Südhang des Taunus gelegen.

Veranstalter des 38. Internationalen Kongresses „Kirche in Not“ war auch dieses Mal das Albertus-Magnus-Kolleg/Haus der Begegnung Königstein/Ts. Der Kongreß wurde von Weihbischof Walter Kampe, Limburg, eröffnet, da Weihbischof Gerhard Pieschl, Protektor des Kongresses, leider aus gesundheitlichen Gründen nicht teilnehmen konnte. Der Geistliche Direktor des Albertus-Magnus-Kollegs/Haus der Begegnung, Pfarrer Karl Kindermann, konnte unter den Teilnehmern viele Persönlichkeiten aus Kirche, Staat, dem öffentlichen Leben begrüßen und Willkommen heißen, u. a. Bischof Dr. Karl Lehmann, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz; Bischof DDr. Platon Kornyljak; Bischof P. Dr. Dominik Kalata; Weihbischof Walter Jansen, Köln; Weihbischof Paul Nordhues, Paderborn; Apostolische und Kanonische Visitatoren; Vertreter Bischöflicher Ordinariate, der Zentralstelle Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz in der Bundesrepublik Deutschland sowie Repräsentanten zahlreicher Organisationen, Verbände und Institute.

Wie alljährlich nahm auch Prälat Alfons Mappes, Leiter der Zentralstelle Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, teil. Unter den Vertretern der Verbände wurde für die Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS) der Verfasser dieses Berichtes entsprechend begrüßt, der in Uniform teilnahm und vielleicht auch deshalb während des Kongresses viele gute Gespräche führen konnte. Hinzugefügt werden sollte, daß die GKS im „Haus der Begegnung“ immer gerne gesehen ist.

Ebenfalls wurden mehrere Grußbotschaften verlesen, u. a. von Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl.

Die Wiedergabe der Grußworte und Grußbotschaften würde den Rahmen dieses Berichtes sprengen, ebenso auch die nachstehend aufgeführten Vorträge. In einigen Wochen werden jedoch die zusammengefaßten Vorträge als Buch erscheinen.

Der traditionsreiche Kongreß stand unter dem Gesamthema: „Christen in Osteuropa: Perestrojka und Religion“. Er wollte klären, was das „neue Denken“ sowjetischer Parteiführer für die Christen in der UdSSR bedeutet. Berechtigt es zur Hoffnung auf mehr und echte Religionsfreiheit? Wird sich die bisherige sowjetische Kirchenpolitik grundlegend ändern? Darüber hinaus befaßte sich der Kongreß aber auch mit den Auswirkungen auf die Situation der Gläubigen in anderen Ostblockstaaten.

Nachstehend aufgeführte und gehaltene Vorträge zeugen von dem hohen Niveau des Kongresses:

„Ist ein aufrichtiger Dialog zwischen Christen und Marxisten möglich?“

Prof. Dr. Tamás Nyíri, Budapest;

„Perestrojka und Religion in der UdSSR: Freiheit für die Kirchen?“

Dr. Gerd Stricker, Zollikon/Schweiz

„Christen in Osteuropa: Perestrojka ohne Folgen?“

Kurzreferate zur Situation:

„Polen“

Wolfgang Grycz, Königstein/Ts.;

„DDR“

Dr. Theo Mechtenberg, Bad Oeynhausen;

„Baltikum“

Dr. Rudolf Grulich, Königstein/Ts.;

„Tschechoslowakei“

Prälat Prof. Dr. Josef Rabas, Rom;

„Rumänien“

Dr. Dionisie Ghermani, Unterhaching;

„Die Russisch-Orthodoxen Millenniumsfeiern der Taufe der Rus': Erfahrungen und Erkenntnisse“

Pater Dr. Robert Hotz SJ, Zürich;

„Die Millenniumsfeiern der Ukrainischen Katholischen Kirche“

Dr. Dmytro Zlepko, Bonn;

„Was erwarten russisch-orthodoxe Christen und Katholiken voneinander?“

P. Dr. h. c. Coelestin Patock OSA, Würzburg.

Der mit Spannung erwartete Vortrag: „Perestrojka und Religion aus sowjetischer Sicht“ mußte leider ausfallen, da sich die Botschaft der UdSSR in Bonn nicht in der Lage sah, einen Referenten zu stellen.

In Arbeitskreisen wurden die Aussagen der einzelnen Vorträge vertieft.

In das Jahr 1988 fällt die Tausendjahrfeier des wichtigsten geschichtlichen Ereignisses in der Ukraine: Die Christianisierung der Kyjiwer Rus' durch den Großfürsten Wolodymyr den Heiligen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Höhepunkt und Abschluß des 38. Internationalen Kongresses „Kirche in Not“ am Sonntag der feierliche Millenniumsgottesdienst mit dem ukrainischen Bischof DDr. Platon Kornyljak war. Der byzantinische Chor, der den Gottesdienst mitgestaltete, zeichnete sich durch exaktes, stimmlich geschul-tes Können aus.

Wie in den Vorjahren wurde parallel zu dem 38. Internationalen Kongreß ein „Jugendkongreß“ mit besonderen Parallelveranstaltungen durchgeführt. Ein Höhepunkt dieses Jugendkongresses war ein Fackelzug zur Pfarrkirche in Königstein, um auf die verfolgte Kirche in der Welt aufmerksam zu machen.

Vielleicht wäre es möglich, daß im Wehrbereich IV stationierte wehrpflichtige Soldaten mit ihrem Militärpfarrer (in Form einer Werkwoche) am nächsten Jugendkongreß teilnehmen, um mit anderen Jugendlichen Probleme des Glaubens und der Religion zu diskutieren.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, der Kongreß beschäftigte sich eingehend mit der jüngsten Entwicklung in der UdSSR und ging der Frage nach, wie weit die von Generalsekretär Gorbatschow propagierte Politik der „Perestrojka“ positive Wirkungen für die Christen in diesem Land hat.

Dabei wurde deutlich, daß geringe Verbesserungen zu verzeichnen sind. Volle Religionsfreiheit steht noch aus. Die restriktive Kultgesetzgebung ist weiter in Kraft und bedarf grundlegender Veränderung.

Auch die Situation der Christen in anderen sozialistischen Ländern wurde im Hinblick auf das von Moskau ausgehende „neue Denken“ untersucht. Dabei zeigten sich markante Unterschiede: z.B. können Erleichterungen für die Kirche in der Tschechoslowakei bisher kaum festgestellt werden und in Rumänien wurden Zugeständnisse an die Kirche überhaupt nicht gewährt. In Polen und der DDR sieht es dagegen etwas anders aus.

Der Kongreß begrüßt jede Verbesserung für das kirchlich-religiöse Leben in Osteuropa und registriert sorgfältig alle positiven Signale und Veränderungen.

Der Kongreß dankte auch allen Politikern, die sich für die Religionsfreiheit auf der ganzen Welt verwenden.

Es ist sicherlich zweckmäßig, wenn auch in Zukunft die Gemeinschaft katholischer Soldaten (GKS) bei diesem bedeutsamen Internationalen Kongreß vertreten ist.

Auf eine Einrichtung im Bereich des Albertus-Magnus-Kolleg/Haus der Begegnung in Königstein/Ts. sei ebenfalls aufmerksam gemacht: die „Ostakademie Königstein e. V.“.

Seit nunmehr 30 Jahren bietet die „Ostakademie Königstein e. V.“ durch ihr Programm die Möglichkeit, sich über die politische, gesellschaftliche, kulturelle und geistige Situation in der DDR, in Osteuropa, in der UdSSR und in China zu informieren.

Erwähnenswert wäre noch, daß sich dieses einzige Institut in katholischer Trägerschaft vorrangig mit Themen beschäftigt, die sich aus den unterschiedlichen Systemen und weltanschaulichen Grundpositionen in Ost und West ergeben und dazu von einem christlichen Standpunkt her Stellung nimmt. Auf diese Weise will die „Ostakademie Königstein e.V.“ mit dazu beitragen, den Weg der Verständigung zwischen Ost und West zu ebnen. Es wäre erfreulich und wünschenswert, wenn diese Einrichtung und deren Anliegen auch von unserer Gemeinschaft genutzt und in Anspruch genommen würde.

Sehr geehrte Redaktion!

Darf ich Sie herzlich bitten, anlässlich der Seligsprechung von P. Michael Pro und seines ersten Gedenktages am 23. 11. 1988 diesen Leserbrief abzudrucken. Mit herzlichem Dank im Voraus!

Jesuitenmartyrer und Jugendverführung

Mitten in der Nazizeit, um das Jahr 1940, erschien das Buch „Der Gottesstreiter Michael Pro“ von Karlheinz Riedel. Begeistert haben wir damals als Kinder von den Heldentaten dieses Jesuiten und von seinem heroischen Sterben im Jahre 1927 gelesen. Verständlich, daß wir uns über die nunmehr — am 25.9.1988 — erfolgte Seligsprechung dieses Paters Michael Pro gefreut haben.

Heute sind wir in größter Sorge um die Kirche in ganz Europa, in Sorge um die Kinder, denen vielerorts im Religionsunterricht der Glaube aus den Herzen gerissen wird, um die Kinder, die oft genug durch den neuheidnischen Sexualunterricht die Verbindung mit Gott verlieren.

Gerade im Hinblick auf diese Gefahr der sittlichen Verwilderung der Kinder und Jugendlichen könnte der neue Selige ein helfender Patron werden, ist es doch sicher auch seinem Lebensopfer zu verdanken, daß damals in Mexiko die Gefahr der moralischen Zersetzung der Kinder und Jugendlichen durch den neuheidnischen Sexualunterricht in den Schulen abgewendet werden konnte.

In einem stillschweigenden Bündnis zwischen Freimaurern und Sozialisten versuchte man seit 1928 in Mexiko unter dem Präsidenten Calles vor allem die Kinder dem Glauben zu entfremden. „Wir müssen von den Gewissen der Kinder und Jugendlichen Besitz ergreifen, weil die Kinder und die Jugend der Revolution gehören müssen“, so forderte Calles. Eines der Mittel dazu war die schrittweise Einführung der „sexuellen Aufklärung“.

1933 kam die Anweisung, mit dem Sexualunterricht in allen Schulen zu beginnen. Daraufhin traten allein in Mexiko-Stadt vierzig Schulen in den Streik.

In Indianerdörfern kam es vor, daß schamlosen Lehrkräften Zunge oder Ohren abgeschnitten wurden.

Dies kann man natürlich nicht billigen, aber es zeigt die Empörung der indianischen Eltern über die Lehrer, die den Kindern zur sittlichen Gefahr wurden, da der unchristliche Sexualunterricht erwiesenermaßen schamzerstörend und stimulierend wirkt.

Ein Gesetz über die sexuelle Aufklärung wurde in dieser Zeit — Mai 1933 — durch einen Jesuiten, einen Mitbruder des ermordeten P. Michael Pro, vereitelt, der den heimlich vorbereiteten Gesetzentwurf unter Lebensgefahr bekanntmachte. So wurde ein Proteststurm mit Tausenden von Unterschriften und Schulstreiks entfacht, dadurch das Gesetz verhindert und sogar der Rücktritt des Unterrichtsministers erreicht (Lothar Groppe SJ, Ein mexikanischer Schlingel wird Priester und Märtyrer, S. 163. Das Buch kann gegen geringe Spende beim Freundeskreis Maria Goretti, Planeggerstr. 226, 8000 München 60 bestellt werden.)

Mit der Präsidentschaft General Cárdenas, der sein Amt am 1. 12. 1934 antrat, bahnte sich allmählich eine Besserung im Verhältnis zur Kirche an.

Das Blut der Märtyrer ist also nicht nur, wie Tertullian sagt, „der Same für neue Christen“. Das Blut der Märtyrer ist auch die wunderbare Sühne, die Gottes Gnadenhilfe auf die Christenheit, auf die Völker herabruft. Wir sollten uns also der Fürsprache des seligen Michael Pro versichern im Kampf um die Kinderseelen, im Kampf gegen die neuheidnische Sexual„erziehung“, die in ihrer Wirkung allen Beschönigungen zum Trotz als Jugendverführung bezeichnet werden muß.

Pater Johannes Wild, SJ

Seliger Pater Rupert Mayer

In München zu sein und nicht Pater Mayer an seinem Grabe in der Bürgersaalkirche zu besuchen, käme mir nicht in den Sinn.

Nun kann man fragen: warum? Ich will versuchen, eine verstandesmäßige und auch eine emotionale Antwort zu geben.

Pater Rupert Mayer ist Lebenszeuge einer schweren Zeit. 1876 geboren, erlebte er in seiner Kindheit den Aufbruch der Deutschen in das Maschinenzeitalter. Wer in der damaligen Zeit ein gutes und zudem wohlhabendes Elternhaus hatte, dem standen die Türen zu lukrativen Stellungen offen. Industrie, Handel und Handwerk blühten auf. Pater Rupert ließ sich durch den Schein nicht blenden. Gegen den Widerstand der wohlmeinenden Eltern setzte er den Weg, der ihm Berufung war, fort; er wurde zunächst Weltpriester und später Ordensgeistlicher. In seiner Freizeit huldigte er dem Reitsport, und während der Zeit als Militärgeistlicher galt er als der beste Reiter der Division. Nach dem Eintritt in den Jesuitenorden und nach Absolvierung seines Tertiats wurde er 1912 nach München versetzt, er sollte sich der Zuwanderer annehmen. 1914 wurde er Feldgeistlicher. Er bewährte sich — seine Auszeichnungen beweisen es —, wurde schwer verwundet. Er war ein Vorbild an Einsatz und Kameradschaftlichkeit.

Nach dem 1. Weltkrieg nahm er sich wieder der Armen und Ärmsten an. Er erkannte in Hitler den Verführer des Volkes — zu einer Zeit, da andere den „Mann aus Braunau“ für ungefährlich hielten. Er bekämpfte die Ideologie und hielt sich bereit, den Menschen Hilfe und Seelentrost zu spenden. Und gerade darin lag seine Ausstrahlung. Seine Gottesdienste waren übertoll, seine Worte klar und seine Hilfe echt. Deshalb war er den damaligen Machthabern ein Dorn im Auge. Nach verschiedenen Verwarnungen und Inhaftierungen im Kriege, wurde er verbannt. Um der Kirche keine Ungelegenheiten und damit Verkürzung ihrer Präsenz zu bereiten, fügte er sich den strengen Auflagen für seinen Aufenthalt im Kloster Ettal.

Nach dem Zusammenbruch war er sofort wieder in seinem geliebten München, predigte und half den armen Menschen nach Kräften. Dabei scheute er sich auch nicht, Fehler der Militärregierung anzuprangern, wenn es notwendig war.

Am 1. November 1945 starb er am Altar in der kleinen Kapelle in St. Michael. Er wurde 69 Jahre alt. Betrachtet man dieses Leben, das eigentlich nur von zwei Linien gezeichnet ist, von der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen, dann vereinigen sich diese beiden zu jenem Tor, durch das wir alle gehen müssen. Und wenn unsere Lebenslinien, mit sicherlich viel mehr Krümmungen, auch wie bei Pater Rupert in der Hingabe an unseren Schöpfer auf dieser Erde enden, dann können wir uns auch glücklich preisen. So steht also vor meinem Auge ein in gnadenhafter Weise erfülltes Leben.

Damit wird aber zugleich auch die Emotion wach. Wie ist es möglich, sich so an seine Mitmenschen zu verschenken? Ist es nicht ein Zeichen dafür, daß Gott hier an einem sichtbar werden ließ, was Christus sagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben?

Läßt man in dieser Weise Verstand und Emotion zusammenwirken, versteht man (vielleicht) auch, was in dieser kleinen Kapelle immer erneut anrührt. Die kleine Kirche in ihrer beinahe sterilen Sauberkeit wirkt tot. Sie wird lebendig durch den in der Liebe zum Altarssakrament gehaltenen Seligen. Und sie wird lebendig durch die Menschen, die dorthin pilgern. Schon öfters habe ich beschrieben, welch verschiedenartige Menschen sich dort versammeln. Es ist immer noch so. Und, ich hatte zu zwei Tageszeiten Gelegenheit, kurz hineinzugehen, es waren wieder Menschen da, denen der Wohlstand, die Armut, die Verzweiflung, die Zweifel, der tiefe Glaube, die Hoffnung, die Angst und die Tröstung im Gesicht standen. Als zu abendlicher Stunde ein gut gekleideter Herr dann mit sonorer Stimme zum Rosenkranzgebet aufforderte, da war diese zusammengewürfelte Schar eine Einheit der Betenden.

Ich sah am Tage junge Menschen (mit Rucksack) aus der Kirche kommen und Alte mit Einkaufstasche. Manche machten das Kreuzzeichen voll Glauben und gekonnt. Manche hatten Schwierigkeiten, vielleicht war es seit langer Zeit zum ersten Mal. Und manche konnten keine Kreuzzeichen machen. Aber sie alle beteten am Grabe dieses Priesters und Ordensmannes.

Wie arm wäre für viele dieser Besucher das Leben, die persönliche Not, wenn sie nicht Gelegenheit hätten, zu glauben, daß Gott hier den Menschen nahe ist. Und ein Zeuge für diese Gottesnähe ist — weit über den Tod hinaus — der Selige Pater Rupert Mayer.

Vielleicht sollte man sich doch an jene Worte erinnern, die unser Papst Johannes Paul II. am Sonntag, dem 3. Mai im großen Stadion zu München sprach:

„Möge das geistige Erbe seines Lebens und seines apostolischen Dienstes immer, besonders in Zeiten der Prüfung, mit euch sein und stets neue Kraft und Zuversicht schenken, in Christus, unserem Herrn.“
H.F.

Vor 50 Jahren

Vor 50 Jahren, 1939, am 1. September, einem herrlich warmen Tag des heraufziehenden Herbstes, begann mit dem Überfall auf Polen der Krieg, den Hitler gewollt oder zumindest bewußt in Kauf genommen hat.

Es hat in der Geschichte der Menschheit immer wieder Kriege gegeben, lange, blutige und grausame Völkerschlachten.

Und die unglücklichen Soldaten, die Napoleon an der Beresina ins Verderben schickte, starben an ihren Wunden und Erfrierungen nicht leichter als jene Soldaten 1939 in Polen.

Aber dieser Krieg nahm eine Dimension an, von der niemand der jungen Soldaten — auf beiden Seiten — etwas ahnte, als in der Frühe des Morgens die Waffen aufheulten.

Daß dieser Krieg dann anders wurde, ist das Werk verblendeter Rassenfanatiker, die hinter der militärischen Front ein grausames Vernichtungswerk begannen.

Nach der damaligen Rassenlehre war allein das deutsche Volk mit einigen Randgruppen — Schweizern, Engländern, Schweden, Norwegern, Finnen — rassisch rein genug, um über die Welt zu herrschen. Die romanischen Völker, Italiener, Franzosen, Spanier, waren durch ihre Geschichte „herabgekommen“. Einzige Ausnahme war der „Duce“, Musolini, der „Freund des Führers“.

Nach diesen europäischen Völkern, zu denen noch einige wenige andere zählten, kam eine ganze Zeit nichts. Dann kamen die niederen slavischen Völker und zuletzt die Juden.

Heute muß man sich fragen, wie menschliche Gehirne einen so abstrusen Unsinn ausdenken konnten. Und noch viel schlimmer ist, daß sich Menschen dazu bergaben, gegen diese Völker unmenschliche Befehle zu vollstrecken. Liest man heute diese Berichte, kann man das Geschehene kaum fassen. Und es ist für einen damaligen Zeitgenossen fast unmöglich, der Jugend klarzumachen, daß es eine solche Geheimhaltung und auch eine Desorientierung gab, daß man von diesen fürchterlichen Taten nichts oder fast nichts erfuhr. Und dieses „fast nichts“ hat ebenfalls einen schillernden Hintergrund.

Einmal erfuhr man solche Grausamkeiten vielleicht über drei oder vier Umwege. Dabei war jeder bereits mit dem Leben bedroht, der von solchen Dingen weitererzählte.

Niemals konnte man ein solches Gerücht nachprüfen, weil es unmöglich war, an den Ort des Geschehens zu gelangen.

Dort aber und im Umkreis galt strengste Geheimhaltung, denn hier war „Sperrbezirk“. Hinzu kam, daß diese Orte des Grauens und der Grausamkeit in einer Landschaft lagen, die damals weitgehend unerschlossen und damit unerreichbar war. Aus dem Reich bekam niemand ohne dienstlichen Auftrag die Möglichkeit, dorthin zu fahren, wo die Verwaltung des „Generalgouvernements“ ihr unmenschliches Regime austobte.

Dieses „Generalgouvernement“ umfaßte den Bereich zwischen der Linie Lodz — Warschau — Brest — Litowsk im Norden und der heutigen Grenze der Tschechoslowakei im Süden. Dieses

Gebiet von ca. $300 \times 350 \text{ km} = 105\,000 \text{ qkm}$ = etwas weniger als die Hälfte der Größe der Bundesrepublik heute, war von ca. 12 Millionen Einwohnern bewohnt. Auf einer solchen Fläche wohnen in der Bundesrepublik fast 30 Millionen. Und auch bei uns gibt es heute noch Gebiete, die nicht so dicht besiedelt sind. Um den Unterschied zu verdeutlichen: Verglichen mit unseren geographischen Verhältnissen, ist eine Betrachtung der Verkehrswege hilfreich. Zwischen Aachen und Kassel führen vier Autobahnen nach Süden und fünf Landstraßen 1. Ordnung.

Im heutigen Polen sind es ausschließlich 4 Landstraßen 1. Ordnung. Damals waren es noch weniger. Für den Ost-Westverkehr sind es dort zwei einfache Landstraßen und bei uns zwischen Hamburg und Frankfurt fünf Autobahnen und sieben Landstraßen. Aus diesem Vergleich soll die Größe des Landes ersichtlich werden und die geringere Bevölkerungsdichte. Die NS-Macht-haber nutzten die entlegenen Gebiete, um möglichst ungestört ihr Vernichtungswerk zu betreiben. Ihr Ziel war es, in der Verblendung durch den Rassenwahn, zunächst Juden allesamt, dann aber auch die Intelligenz des polnischen Volkes auszulöschen, damit nur ein Potential für einfachste Arbeiten übrig bleiben sollte.

Wie perfide diese Gedanken sind, wird dem Betrachter klar, der überlegt, daß man ein Volk insgesamt als minderwertig bezeichnet und dann die Intelligenz aus Furcht ausschaltet. Diese Untaten werden noch Jahrhunderte am Namen unseres Volkes haften bleiben.

Um so hoffnungsvoller ist es, daß es Menschen gibt, die hüben wie drüben auch an die denken, die sich in diesem Chaos menschlich verhalten haben.

Sie sind überhaupt der Hoffnungsstrahl, an den man sich klammern kann, wenn man heute von dem Maximilian-Kolbe-Werk, seinem segensreichen Tun und von der dankbaren Annahme der Hilfe liest.

Wir haben uns als GKS seit vielen Jahren zu diesem Hilfswerk bekannt. Wir sind ihm beigetreten, als die Aussicht, daß eine Hoffnung auf Versöhnung erwachsen könnte noch nicht erwartet wurde. Wir glaubten, daß wir — gerade als Soldaten — hier ein Angebot der Menschlichkeit machen sollten.

Wir haben damals, als uns der Initiator der ersten Hilfe, Alfons Erb, von der Not in Polen berichtete, ohne Zögern „zugegriffen“, weil wir ein wenig mehr Frieden machen wollten. Wir sind nun seiner Tochter, Elisabeth Erb, dankbar, daß sie nach dem Tode des Vaters das Werk als Geschäftsführerin weiter betreut. Durch unsere Spenden, durch unsere Gebete, aber auch dadurch, daß wir uns zu dieser Schuld, die in deutschem Namen verübt wurde, bekennen, helfen wir, Feindschaften abzubauen. Vielleicht ist der Tag nicht mehr so fern, daß wir uns einmal mit polnischen Soldaten auf dem Boden des gemeinsamen Glaubens treffen und dann feststellen können, daß Völker ihren Haß und das Leid der Vergangenheit — wie auch zwischen Deutschland und Frankreich — überwinden können.

Dann wären wir dem Frieden wieder ein Stück näher gekommen.

Der Weg aber ist nicht leicht. Wir müssen wissen, was an Fürchterlichem geschehen ist.

Frau Erb schildert in ihrem Bericht — November 1988 — von etlichen fürchterlichen Einzelfällen. Und fährt dann fort, wie Hilfe gebracht wurde:

„Hier ist mir klar geworden, daß wir versuchen müssen, umgehend zu helfen. Aber wie? Zunächst kommt es darauf an, die alleinstehenden Kranken zu versorgen, indem Krankenschwestern Spritzen geben, Verbände wechseln, Blutdruck messen oder Notmaßnahmen einleiten. Zusätzlich sollten auch pflegende Angehörige auf diese Weise entlastet werden, damit sie während der Dauerpflege Luft schöpfen und neue Kraft sammeln können.

Wir wollen versuchen, vor allen Dingen in großen Städten oder Wojwodschaften, in denen besonders viele ehemalige Häftlinge wohnen — in Warschau leben zum Beispiel 4500 — einen Stamm von Krankenschwestern und Pflegern zu finden. Die Krankenschwestern müssen mit einem Schwesternkoffer ausgerüstet werden. Dazu brauchen wir Ihre Hilfe. Solch ein Koffer, ausgestattet mit den notwendigen Geräten, kostet 300 DM. Ich bitte Sie sehr, uns dabei finanziell zu unterstützen. Sicher können Sie sich ohne Mühe vorstellen, welche Beruhigung es für einen einsamen Kranken bedeutet, zu wissen, daß er in seiner Not und Angst nicht alleingelassen ist. Gerade die ehemaligen Häftlinge leiden während ihrer Krankheit unter einer zusätzlichen Belastung, den Erinnerungen. Wir wissen alle, daß alte Menschen mit Erinnerungen der früheren Jahre immer wieder konfrontiert werden. Die ehemaligen Häftlinge kehren so in die Zeit der Lagerhaft zurück. Einer, der gerade eine Operation hinter sich hatte, sagte mir voll Entsetzen, die Narkose habe alle vergrabenen Erinnerungen aufgewühlt, nun lebe er wieder mit seinen Kameraden im Lager, höre die Schreie, spreche mit den Ermordeten, durchleide die Haft von neuem.

Eine Krankenbetreuung verscheucht die Gespenster der Vergangenheit nicht. Aber sie macht ein klein wenig Hoffnung auf eine anständige Existenz und ein würdevolles Alter. Ich glaube, daß Sie uns für diese spezielle Aufgabe Ihre Hilfe nicht versagen werden. Denn jetzt ist es noch Zeit, den Opfern beizustehen. Sie brauchen uns mehr denn je. So sagt eine der Hilfsbedürftigen: „Ich habe nie von irgend jemandem Hilfe erhalten. Ich habe niemanden im Ausland, der mir etwas schicken würde, und hier habe ich so gut wie keine Familie mehr. Sie ist während der Besetzung ums Leben bekommen. Ihre Hilfe ist mein Rettungsring. Ihr zeigt Mitgefühl für die erlittenen Leiden und das Unrecht. Habt herzlichen Dank dafür!“

Von einer Frau, die diese grausame Zeit überlebte, ist der nachstehende Bericht verfaßt. Frau Teresa Skibinska schildert in knappen Worten — belegt durch Fotos, Briefe und Postkarten — das Schicksal ihres Mannes und ihrer Kinder. Zunächst berichtet die Tochter:

„Als ich die fremde Frau sah, regte sich nichts in mir. Meine Großtante sagte, diese Frau sei meine Mutter. Doch die hatte ich als elegante, lebensfrohe und gutaussehende Frau in Erinnerung. Vor mir stand eine erschreckend dürre Person, in deren Mund Zähle fehlten, die Haut grau, bekleidet mit einem Mantel in weiß-braunem Fischgrätmuster. Nein, die da nicht. Sie soll mich nicht in die Arme nehmen. Auch meine Brüder nicht. Sieht sie denn nicht, daß die Kleinen ganz erschreckt sind?“

Und die leidgeprüfte Mutter erlebte die Tage so: „Ich sehe meine Kinder an, erinnert sich die Mutter, und sehe voll Entsetzen, daß sie mich nicht umarmen wollen. Sie fürchten sich vor mir, meine Große, Wiesla, mustert mich skeptisch. Dies ist der Augenblick, den ich mir seit mehr als 20 Monaten immer wieder vorgestellt habe. Das Wiedersehen mit den Kindern.

Am 19. September 1943, in der Nacht, kamen vier Gestapo-Männer in unser Haus. Meine beiden ältesten Kinder hatten angsterfüllte Gesichter, aber sie weinten nicht. Das dreijährige Kind war völlig in Schlaf versunken, doch der Jüngste hielt mich krampfhaft fest und weinte. Ich zog mich an und verabschiedete mich von ihnen. Ich weinte nicht, auch die Kinder nicht. Nur der Kleinste konnte nicht begreifen, warum ich ihn nicht mitnehmen konnte. Sein Schluchzen brach mir fast das Herz. Ich wußte, wenn ich ihn in meine Arme geschlossen hätte, würde mich die Gestapo losreißen mit all ihren Grausamkeiten. Diesen Anblick wollte ich den Kindern ersparen. Der jüngste Sohn war gerade eindreiviertel Jahre alt, der nächste drei, der älteste zählte acht und meine einzige Tochter zehn Jahre. Trennt euch nicht, niemals, hört ihr, und vergeßt eure Namen nicht! So hatte ich ihnen noch eingeschärft, bevor man mich abführte.“

„Ja, das hatte Mutter zu uns Kindern gesagt“ — erinnert sich die Tochter —. „Ich erinnere mich wohl. Und dann zog man unsere Mutter fort. Und als sich hinter ihr die Tür schloß, weinten Jerzy und ich sehr. Wojciech war noch immer zu verschlafen, und Jurek, das Baby, schrie herzzerreißend. Aber es kam noch schlimmer: Einen Tag nach unserer Mutter holte man uns Kinder. Terroristenkinder seien wir, und wir kämen zur Umerziehung ins Lager. Man brachte uns in einen großen Raum, der sich nach und nach mit Kindern füllte. Die Kinder unter zwei Jahren wurden von den größeren getrennt. So auch mein ganz kleiner Bruder. Mutters Mahnung, immer zusammenzubleiben, konnten wir nur einen einzigen Tag befolgen.

Was man mit Jurek tat, haben und werden wir nie erfahren. Es heißt, er sei in einem Kinderheim gewesen. Meine Großtante hat ein Gnadengesuch eingereicht, daß man ihr wenigstens den Jüngsten zurückgebe, aber sie hat nie irgendeine Reaktion erhalten. Wir anderen Kinder mußten LKWs besteigen, die uns nach Lodz brachten. ‚Jugendverwahrlager Litzmannstadt‘ stand über dem Eingang zu einer grauvollen Einrichtung für Kinder von 2–16 Jahren. ‚Verwahrt‘ wurde hier aber niemand. Ausgebeutet, ausgehungert, zu Tode geprügelt und verachtet — das waren wir. Wir Kinder waren völlig auf uns selbst gestellt, niemand sorgte für uns. So waren wir im Handumdrehen moralisch völlig verwahrlost, jeder dachte nur ans eigene Überleben. Für ein Stückchen Brot, eine Kartoffel, eine Möhre denunzierte man ohne Überlegung ein anderes Kind, mochte es auch Prügel beziehen, Essensentzug oder gar den Tod erleiden.“

„In Auschwitz und später in Ravensbrück“, berichtete weiter die Mutter, „erlebte ich ähnliches. Aber wir waren ja erwachsen, wir bedurften der Nähe eines Menschen, der Liebe und des Schutzes von Mutter und Vater nicht so sehr wie die Kinder. Ach, was habe ich mich gesehnt nach ihnen! Wie groß war die Sorge um sie. — Immer hatte ich das Ver-

langen, den Kindern im Lager, wenn auch nur in bescheidenem Maße, die Mutter zu ersetzen. Ich spielte mit den Kindern, die vor der Baracke herumliefen, sie kamen zu mir wie hungrige Vögelchen. Ich streichelte sie und dachte an meine eigenen Kinder. Vielleicht würden sie dort, wo sie sich augenblicklich befanden, auch von jemandem gestreichelt. Unter den Kindern wartete immer ein etwa 6jähriger kleiner Junge auf mich. Als ich ihn das erste Mal an mich drückte, kamen mir die Tränen. Ich fühlte das harte hilflose Körperchen in meinen Armen. Die kleinen Händchen schlang er um meinen Hals, hielt mich krampfhaft fest und weinte. Vielleicht erinnert er sich an seine Mutter, vielleicht lebt sie noch. Von ganzem Herzen kümmerte ich mich um diese verwaisten Kinder. Auch das gab mir die innere Kraft, nicht zu verzweifeln, sondern um jeden Preis das Elend auszuhalten — allein für meine Kinder.

Ich konnte nur einmal im Monat schreiben. Meine Briefe richtete ich an meine Tante in unserer Heimatstadt Mosina. Drei Teile hatten diese Briefe. Die Tante schnitt sie auseinander und schickte einen Teil an Wiesława in Łódź, einen anderen an die beiden Jungen, die inzwischen, seit Juli 1944, in Potulice im Lager waren. Den dritten Teil behielt sie selbst. In vielen dieser Briefe mahnte ich die Kinder zu beten, nannte immer wieder ihre Namen, damit sie sie nicht vergaßen.

Ich hoffte, wir würden uns einmal wiederfinden, irgendwann in einem neuen Leben. Das war der Gedanke, der mich durch die Grauen der Lagerhaft begleitete. Die Hoffnung, sie wiederzufinden, hielt mich am Leben während der zwei Monate dauernden Verhöre in Posen und Zabikowo. Sie half mir, Auschwitz und Ravensbrück durchzustehen und gab mir Mut und Kraft zu einer abenteuerlichen Flucht am Ende des Krieges. Aber ich war eine der wenigen Frauen, die alle Stationen unseres Leidensweges überlebt haben. Von den 163 Frauen aus Mosina, die mit mir zusammen in jenen Septembertagen verhaftet worden sind, haben nur 23 die Heimat wiedergesehen.“

Aber wie hatte das alles begonnen?

„Wir waren eine glückliche Familie im polnischen Mosina, nur wenige Kilometer von Posen entfernt. Mein Mann arbeitete als Tierarzt, ich versorgte als Hausfrau unsere Familie mit den vier Kindern. Zwei von ihnen waren erst geboren, als die Deutschen Polen überfallen hatten. Trotz der Besetzung ging mein Mann seiner Tätigkeit nach, und unter den Menschen, mit denen wir Kontakt hatten, waren auch Deutsche, die mit uns zusammen in Moschin, wie es jetzt hieß, lebten. 4000 Einwohner hatte der kleine Ort, als die Deutschen einmarschierten. Ein gutes Jahr nach der Besetzung mußten wir unser Haus verlassen, in das eine volksdeutsche Familie Rosenholm einzog. Unsere Familie drängte sich fortan in zwei kleinen Zimmern zusammen. Aber das sollte nicht das Schlimmste sein. Am 29. Januar 1943 verhaftete man meinen Mann und brachte ihn ins Gestapo-Gefängnis Fort VII nach Posen. Viel haben wir nicht mehr von ihm erfahren. Zwei Postkarten hat er noch von dort geschrieben. Jede Woche ging ich zu Fuß zweimal ins Gefängnis, da mir für eine Zugfahrt der notwendige Passierschein versagt wurde. Anfang der Woche lieferte ich

ein Paket mit Wäsche und ein wenig Lebensmittel im Gefängnis ab, Ende der Woche nahm ich ein Paket mit Wäsche wieder mit.

Welchen Torturen mein Mann, der Vater meiner Kinder, ausgesetzt war, konnte ich an der Wäsche erkennen. Blut und Hautfetzen hingen daran. Später erfuhr ich, daß er nach zahlreichen Verhören keinen Zahn und keine Fingernägel mehr hatte. Er starb, bevor man ihm sein Todesurteil verkünden konnte. Mit ihm waren 50 Männer aus Mosina verhaftet worden. Keiner kehrte zurück. Man warf ihnen vor, Terroristen zu sein, ein Vorwurf, dessen Inhalt ich nicht erklären kann, auch damals nicht konnte. Aber nicht nur die Männer kamen ins Gefängnis. Sippenhaft erfaßte auch die Frauen und Kinder bis hinunter zum Säugling. 225 Personen verschwanden so aus dem kleinen Städtchen, innerhalb weniger Monate im Jahre 1943. Nur der geringste Teil von ihnen kam zurück. Wie durch ein Wunder waren wir restlichen fünf der Familie Skibinska dabei. Doch in welchem Zustand!

Meine Tochter hatte sich im Januar 1945 mit acht Mädchen auf den langen Heimweg gemacht. Zuerst nahmen Polen in Lodz sie auf, bis sie am 9. Mai 1945 endlich nach Mosina heimkehrte.

Doch wo waren die Buben? Die alte Tante suchte mit Hilfe des Roten Kreuzes. Den Jüngsten, Szczesny, er war inzwischen drei Jahre alt, fand sie schwach und krank, ängstlich und furchtbar menschenscheu. Was ihm widerfahren war, erfuhren wir nie. Die beiden anderen, Wojciech und Jerzy, entdeckte sie erst später. Sie waren nach der Befreiung des Lagers Potulice von verschiedenen Familien adoptiert worden und hatten bereits andere Namen.“

Und ich war die letzte der Familie, die heimkehrte

„Am 11. November 1943 kam ich von Zabikowo nach Auschwitz. Meine Behausung war dort in Block 7. Sechs Frauen lagen und schliefen in einer Kojenreihe. Ich lag auf der obersten Etage. Durch das Dach tropfte der Regen. Auch diejenigen, die auf den unteren Brettern lagen, wurden naß, weil jene Frauen, die dazwischenlagen, meist blasenkrank waren oder an Durchfall litten. Durch die Spalten der Bretter flossen die Ausscheidungen. Entsetzlich! Im ganzen Lager befand sich nur ein ‚Waschraum‘, wo aus einem Rohr kaltes Wasser in ein Steinbecken floß. Auf das Waschen in diesem Becken warteten 30—35 000 Frauen.

Als Folge von operativen Eingriffen erkrankte ich an Flecktyphus. Eine Russin, die neben mir die Pritsche bewohnte, brachte mir täglich frisches Wasser, weil ich ihr ab und zu etwas von meinen Essensrationen abtrat. Woher sie das Wasser nahm, weiß ich nicht. Es war jedoch für mich Gold wert. Der Durst war hier mit dem widerlichen und übelriechenden Lagertee nicht zu stillen. Die Kranken wuschen sich zudem immer im gleichen Waschbecken, ohne daß das Wasser gewechselt wurde. Es war ekelhaft und abscheulich. Und durch dieses frische Wasser überstand ich die Typhuskrankheit.

Aber wie sollte ich aus dieser Hölle lebend herauskommen?

Erinnerungen mobilisierten meine inneren Kräfte. Meine Gedanken führten mich in die Vergangenheit, in unser Haus voll Freude und Sonnenschein. Um das nicht rettungslos zu verlieren, prägte ich mir täglich ein, nicht zu verzweifeln; denn ich mußte für meine Kinder am Leben bleiben — sie würden mich brauchen.

Am 30. Oktober 1944 wurden wir von Auschwitz in ein anderes Lager verlegt. Welch ein Unterschied! Wir kommen in eine saubere Baracke mit Tisch und Hocker. Keine Haufen nackter Leichen liegen herum. Ich befinde mich in einem sogenannten ‚Musterlager‘ — in Ravensbrück. Was mir wie der Gipfel der Träume erscheint, ist die Toilette, ist ein Waschraum, Waschbecken, fließendes Wasser. Auch das Klima ist anders, die Sonne scheint, ich kann atmen, kein feuchter Nebel beengt die Brust. Die Arbeit erscheint mir leichter, nur Ziegelsteine sind auf- und abzuladen, keine Felsbrocken wie in Auschwitz. Doch auch hier begleitet mich die ständige Angst, die Sorge um meine vier Kinder. Leben sie noch? Wo leben sie und wie? Wann werde ich sie wiedersehen?

Inzwischen haben wir Januar 1945. Ravensbrück sieht aus wie Auschwitz. In endlosen Transporten kommen Häftlinge aus Polen. Die näherrückende Front zwingt die Deutschen, die Lager im Osten zu evakuieren, vor allem natürlich Auschwitz. Von Krankheiten und Hunger ausgezehrt Frauengestalten schleichen umher. Lange kann und wird das nicht so weitergehen. Es muß doch schon bald zu Ende sein, der Krieg und vielleicht unser Leben. Wir haben Angst vor diesem Ende, weil wir nicht wissen, was sein wird. Die Atmosphäre wird immer gespannter. Es ist Winter, es kommen keine Briefe und keine Nachrichten mehr. Trotzdem geht das Lagerleben in seinem festgesetzten Gang.

Die Näherei ist seit dem Herbst angefüllt mit Pelzen aus dem Osten — sie sind blutbefleckt, zerfetzt, manchmal mit abgerissenen Fingern in den Taschen.

All das erinnert mich immer wieder an meinen Mann, an seine Sachen mit dem getrockneten Blut, den Resten des Körpers, schutzlos, Tag und Nacht gefoltet, bis zum Tod. Zum Ursprung dieser Tragödie ist niemand gelangt und wird nie jemand gelangen, es blieb keine Spur, kein Dokument, kein Zeuge. Niemals werde ich wissen, was mein Mann fühlte, was er dachte, was er mir sagen wollte in den letzten Augenblicken seines Lebens. Die *polnische Intelligenz hatte kein Recht zu leben*, so ging sie zugrunde.

Ich aber will nicht umkommen. Nicht so und auch nicht anders. Wie aber kann man sich retten? Voll Unruhe und mit einer gewissen Freude stehe ich am Morgen des 24. April auf der Lagerstraße, fertig zum Abtransport zu Fuß. Wie gewöhnlich wissen wir nicht, wohin uns dieser Weg führen wird. Ob man uns im Wald erschießen wird? Ich merke, daß ich beim besten Willen nicht weit gehen kann. Aber ich muß weiterlaufen, denn wenn ich zusammenbreche, erschlagen sie mich. Wir marschieren zu fünft in einer Reihe, und neben jeder fünften Reihe geht ein SS-Mann mit Hund. Trotzdem beschließe ich zu fliehen. Es ist ein gefährliches und nahezu aussichtsloses Unterfangen, und doch wage ich es. Zusammen mit zwei Kameradinnen löse ich mich bei strömendem Regen aus der Kolonne. Die einbrechende Nacht und ein Graben, in den wir springen, verschlucken uns. In den nächsten Tagen überstehen wir Bombenangriffe und Minenfelder, entgehen nur knapp einer

SS-Kontrolle. Doch diese ganze Freude der wiedergewonnenen Freiheit erlischt allmählich. Überall liegen Leichen in Zivil oder Uniform. Bisher habe ich mich mit irgendwelchen übermenschlichen Kräften aufrechterhalten, jetzt halte ich den Anblick dieses Schlachtfeldes nicht aus. Ich weiß, daß Polen 1939 ebenso aussah, aber vielleicht wollten diese leblosen Menschen, die hier liegen, den Krieg ebensowenig wie wir. Die Nerven fangen an, diese Bilder nicht mehr zu ertragen. Ich weine schon laut wie ein Kind, pausenlos, wenn es auch schien, als hätte ich keine Tränen mehr.

Doch auch das nimmt ein Ende; schon am 15. Mai schlafen wir auf polnischem Boden — in einem Hotel in Czarnków.

Schwer war der Weg in die Heimat, das Paradies. Ein Militärlastwagen bringt uns in das völlig zerstörte Posen. Hier erfahre ich, daß alle meine Kinder zu Hause sind. Halb ohnmächtig bringt man mich nach Mosina, wo ich den Kindern bald gegenüberstehe. Doch sie erkennen die ausgemergelte Frau nicht. Sie bleiben starr, auch als ich sie alle vier umarme — kein Lächeln, kein Anflug von Freude, nur Angst in ihren Augen. Während ich sie in den Arm nehme, fühle ich jeden Knochen, so sind sie abgemagert. Mit Entsetzen sehe ich, daß sie nicht nur nicht gewachsen sind, sie sind wie verkümmert. Sie sind sterbenskrank. Ich bin verzweifelt. Ich habe keine Wohnung, keine Rente, keinen Beruf, ich habe nichts — aber ich habe meine Kinder wieder.“

Wir verneigen uns in tiefer Anteilnahme vor einem so fürchterlichen Schicksal, und wir sollten alles tun, daß solche Verbrechen nie mehr von Menschen an Menschen verübt werden. Wir sollten danken, daß Menschen nach diesem Leid die Hoffnung nicht verloren haben. Gott aber möge Gedanken des Friedens wachsen lassen.

H. F.

Paradies auf Erden

*Materielle Wünsche wurden von der Realität weit übertroffen
Eine Rückschau in eine triste Vergangenheit*

Wolfgang Altendorf

Irgendwann im Mai 1944 saßen wir zusammen. Wir waren vier; zwei davon fielen noch kurz vor Kriegsende in Berlin, einer starb 1958. Ich allein blieb bis heute von dieser Runde übrig. Es war eine triste Zeit damals, und Harald kam plötzlich auf die Idee, jeder von uns sollte auf einem Zettel niederschreiben, welche materiellen Möglichkeiten er eigentlich für wünschenswert hielt, um ein Leben nach Herzenslust und ohne Sorgen zu genießen. Diese ausschließliche Hinwendung zu den „vergänglichen Gütern“ ist nur begreiflich aus der damaligen Situation des absoluten Mangels heraus, in der wir unser Dasein fristeten. Solche ideellen Dinge, wie ein schöne Frau, eine glückliche Ehe, Kinder — das sollte auf den Wunschzetteln bewußt ausgespart bleiben. Als wir sie schließlich offenlegten und verglichen, staunten wir über die doch weitgehend und verblüffende Übereinstimmung unserer konkreten Wünsche an eine bessere, an eine optimal-lebenswerte Zukunft. Heute würde man sagen: an eine besondere „Lebensqualität“, die uns damals allerdings, wo es nichts davon gab, utopisch genaug erscheinen mußte.

Unter Palmen ...

Was wir uns wünschten, läßt sich vielleicht so zusammenfassen: Genügend wertvolles Geld, um tatsächlich keinen Mangel zu leiden, Geld also, mit dem überall gekauft werden konnte, was das Herz begehrt. Ein eigenes Haus beispielsweise, möglichst mit Garten, im Grünen also; nur Harald wünschte sich eine Wohnung mitten in der Stadt — mit allem Komfort selbstverständlich, und wie er es auf seinem Wunschzettel auch erläuterte. Ein Auto — das war ein weiterer, einhelliger Wunsch; ein Auto und die Möglichkeit, damit nach Herzenslust Fahrten zu unternehmen, unterwegs zu sein im eigenen Wagen. Überhaupt: auf Reisen fremde Länder zu sehen, die Welt kennenzulernen. „Ich möchte fliegen“, stand ebenso da wie „eine Seereise auf einem Luxusdampfer“. Georg wünschte sich Hawaii als Ziel. Ich selbst schrieb: irgendwo im Süden am Strand liegen, unter Palmen, wenn möglich. Was für Träume — damals!

„Wenigstens drei Wochen Urlaub...“

„In einem vornehmen Restaurant gut essen“, schrieb Theo, „schön gedeckter Tisch, guter Wein dazu...“. Und Harald: „Ich möchte Golf spielen...“. Ich meinerseits notierte: „Ungestört einen Beruf ausüben, der mir Spaß macht und mir Anerkennung einträgt“. Das führte dann auch Theo an und setzte hinzu: „Dazu jährlich wenigstens drei Wochen Urlaub — besser: vier Wochen“. Georg: „Nicht zuviel Arbeit, rechtzeitig Schluß am Abend, gemütliches Wochenende zu Hause.“ Es schrieb einer — ich weiß nicht mehr wer — „anständige, menschenwürdige Behandlung durch meinen Chef; er soll mich als seinen Partner respektieren“. Neben einem Auto wünschte sich Theo zusätzlich eine Segel-

jolle, Harald: „Skilaufen in einsamer Bergwelt“, Georg: „Pferde, vielleicht einen Reitstall, ein Gestüt — oder doch wenigstens ein einziges Pferd, das würde mir schon genügen; damit ausreiten auf Waldwegen...“. Und Theo wiederum: „Bergsteigen, das war schon immer mein Wunsch, oben auf einem hohen Gipfel zu stehen, auf die übrigen Gipfel sehen...“.

„Das wird nie in Erfüllung gehen“

Vielleicht stand noch dieses oder jenes auf den Zetteln. Die Zeit ging darüber hinweg, so daß mir nicht alles im Gedächtnis blieb. Damals hatte niemand von uns Geld, „das etwas wert war“, niemand ein Haus mit Garten oder eine komfortable Stadtwohnung, ebenso wenig ein Auto. Fliegen konnten nur der Kampfflieger an der Front oder der Bomberpilot. Auf See fuhren die Matrosen mit Schlachtschiffen, in Unterseebooten — und starben dabei. Unter Palmen am Strand liegen, gar auf Hawaii — was für Träume —! Sie würden nie in Erfüllung gehen, so dachte ich damals. Gut essen in einem vornehmen Restaurant... Golfspielen, ungestört den Beruf ausüben, der mir zusagt, jährlich drei Wochen Urlaub oder mehr...

„Wie ich es mir nie hätte ausmalen können...“

Georg und Harald konnten sich von alledem nichts erfüllen, Theo einiges, bis er starb. Daß das, was wir damals niederschrieben, jedoch für mich in Erfüllung gehen würde, ja, daß es sich derart erfüllte, wie ich es mir in meinen kühnsten Träumen nie auch nur andeutungsweise hätte auszumalen gewagt: ein komfortables Haus, Fernseher, Videogerät, Eisschrank, CD-Player, alle paar Jahre ein neues Auto, Flugreisen, wenn mich — wie auch immer — die Lust dazu ankommt, eine Schifffahrt unternehmen, eine weite Seereise, Hawaii besuchen, jährlich sechs Wochen Urlaub, ein Beruf der mich voll und ganz erfüllt, mir Anerkennung einbringt, Skilaufen, Golfspielen, Segeln, Reiten, Geld verdienen, das seinen stabilen Wert hat und behält, 36-Stunden-Woche... Wer uns das damals im Mai 1944 prophezeit hätte —! Er wäre von uns ausgelacht worden. Unsere Wünsche erschienen uns kaum real, so materiell sie sich anhörten und einiges, was mir heute so selbstverständlich vorkommt, kannten wir damals überhaupt noch nicht. Paradiesische Zustände, wie sie uns heute der Alltag beschert — sie wären uns in höchstem Maße absurd und fern jeglicher Vernunft erschienen.

Ich habe mir die Erinnerungen an eine wahrhaft triste Zeit bewahrt. Deshalb bin ich zufrieden mit den überwältigenden materiellen Möglichkeiten unserer so gescholtenen Gegenwart. Und ich bin selbst zufrieden mit den erfüllten ideellen Träumen, die wir damals auf unseren Wunschzetteln bewußt aussparten.

Aber das steht auf einem ganz anderen Blatt!

Aus GKS und PGR

Donauwörth

Juden und Christen — Ökumene der messianischen Hoffnung

Kurt Unglert

Der GKS-Kreis Donauwörth konnte den bekannten Religionswissenschaftler Professor Dr. Pinchas Lapidé zu einem Vortragsabend mit dem Thema:

„Mit einem Juden die Bergpredigt lesen“

einladen. Professor Dr. Lapidé, der sich schon jahrzehntelang mit dem Christentum wissenschaftlich auseinandersetzt, wollte mit der zentralen Stelle des Neuen Testaments, der Bergpredigt, die gemeinsame Glaubensgrundlage von Juden und Christen aufgreifen.

In einem Interview des lokalen Rundfunksenders Schwaben 1, am Spätnachmittag vor der Veranstaltung, meinte Prof. Lapidé: „Zu lange Zeit sei die Bergpredigt falsch verstanden worden. Die Feindesliebe hätten Menschen Jahrhundert für Jahrhundert aufgrund mißverständlicher Transskriptionen als Träumerei abgetan. In der Form, wie sie die griechische Übersetzung für Normalmenschen unerfüllbar nahelegt, zu Recht“, wie Lapidé findet.

So verhalte es sich allerdings keineswegs. Die Bergpredigt stelle in ihrer Gesamtheit ein „Friedensprogramm eines real denkenden Idealisten dar“. Was noch nicht ist, müsse heraufgeträumt werden. Dazu habe Jesus aber durchaus pragmatische Wege vorgeschlagen.

Zu den zahlreichen Irritationen und Entfremdungen beider Religionen habe besonders die teils sinnentstellende, teils sogar falsche griechische Übersetzung beigetragen. „Es wird Zeit, Faust auf Deutsch, Shakespeare auf Englisch und Jesus auf Hebräisch zu lesen“, argumentiert er.

Auf die Frage, wie das Thema Bergpredigt und die Tatsache Bundeswehr, zu vereinbaren seien, antwortete Dr. Lapidé: „Jesus war friedliebend und wollte keinen Krieg, er war aber keineswegs ein radikaler Pazifist.“ So sagte er beispielsweise: „Wenn ein Starker bewaffnet seinen Hof bewacht, dann bleibt sein Besitztum in Frieden. In Lukas 22 rät Jesus seinen Jüngern, Schwerter zu kaufen. Es handelt sich um zwei Schwerter, also Notwehr für den Fall, daß man angegriffen wird, dies war alles, was Jesus wollte.“

Dies, so schloß Prof. Lapidé sein Interview ab, hat die Bundeswehr seit ihre Gründung in brillanter Weise praktiziert.

Der abendliche Vortrag im vollbesetzten Stadtpfarrzentrum Zu unserer lieben Frau in Donauwörth beschränkte sich auf drei Spitzen der Bergpredigt, Breite ist der Feind der Tiefe, bemerkte Lapidé zur Einschränkung der Thematik.

Ein zentrales Feld im Hinblick auf den Verteidigungsauftrag der Bundeswehr bezog sich auf Matth. 5,43–48: „Von der Liebe zu den Feinden“. Hierzu sagte Lapidé: „Jesus war nicht nur biologisch Jude, sondern auch von seinen Denkstrukturen und seiner Glaubensüberzeugung her. Wir müssen daher Aussagen der Bibel aus der Übersetzung ins Griechische zurückübersetzen in die aramäische und hebräische Sprache, der Muttersprache Jesu.“

In dem Fall der Feindesliebe müssen wir das Wort „Feind“ — durch das Wort „Hasser“ ersetzen. Noch besser ist die Übersetzung nach Lapide: „Erweist euren Hassern Liebedienste und betet für die, die euch verfolgen, daß sie aufhören, euch zu verfolgen.“

Weiter sagt er: „Nicht mit einer Gefühlsiebe, sondern mit einer Tatenliebe muß der Teufelskreislauf von Gewalt und Gegengewalt gesprengt werden. Gefordert werde jedoch keine Selbsthingabe, sondern eine „Güte mit Herz und Kopf“, ohne die Vernunft abzuschalten.

Mit dem Risiko der Sanftmut betitelte Lapidé die Stelle, wo Jesus fordert, die linke Backe hinzuhalten, wenn auf die rechte geschlagen wird. Zur Zeit Jesu war das Schlagen mit dem Handrücken auf die rechte Wange eine bevorzugte Geste der römischen Besatzer, um die Juden zu demütigen. Darauf rät Jesus mit weiterer Demut zu reagieren. „Das ist ein wortloser Appell an die Fairneß“ — der Abbau von Feindschaft durch Prestigeverzicht.

Zur „dreifachen Friedensstrategie des Nazareners“ füge sich schließlich noch das Zitat: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Das böse Klischee der jüdischen alttestamentarischen Rachsucht lasse sich nicht aufrechterhalten. Vielmehr sei es das einzige Zitat ohne Zeitwort. Im Alten Testament stehe nicht das hineininterpretierte: „Nimm Zahn für Zahn“, sondern das genaue Gegenteil ... gib ... Nicht Vergeltung, sondern Wiedergutmachung ist gefordert.

Es geht also nicht um Feindesliebe die den Menschen überfordert, sondern um eine Entfeindungsiebe. Professor Lapidé fährt fort: „Die Welt ist weder heil, noch heillos, wohl aber heilbar, mit viel Geduld und kleinen Schritten.“ Dialogbereitschaft und flexible Kompromißbereitschaft seien dabei die Spielregeln der Humanität.

Rund zweieinhalb Stunden dauerte die Veranstaltung, da im Anschluß an die Ausführung von Prof. Dr. Lapidé eine lebhafte Diskussion einsetzte.

Zum Abschluß bedankte sich Hauptfeldwebel Kurt Unglert im Namen der GKS bei Militärdekan Peter Rafter, Dekan Wilhelm Schmid von der Stadtpfarrei und Militärpfarrer Georg Kestel sowie bei dem Mitglied des Bayrischen Landtages Edgar Würth und dem Bürgermeister der Stadt Donauwörth Dr. Alfred Böswald für ihr Erscheinen. Für alle Soldaten der Standorte Donauwörth und Neuburg a.D. galt sein Dank Obestleutnant Uwe Baumert vom Fernmeldebataillon 220.

Mit Beifall wurde der Hinweis aufgenommen, das Stadtpfarrzentrum „Zu unserer Lieben Frau“ auch zukünftig zu einem Treffpunkt zwischen an religiösen Fragen interessierten Soldaten und gleichgesinnten Bürgern der Standortbereiche Donauwörth und Neuburg zu machen.

München

„Beim GKS-Kreis München geht es aufwärts“

Ernst J. Thaler

Auf Einladung der Münchner Standortpfarrer und von OTL Hafeneder (GKS München) kam am 1. Fastensonntag 1989 in München eine erfreulich große Zahl katholischer Soldaten mit ihren Familien zum Gottesdienst in die Kapelle der Stettenkaserne. Bei der von

den Militärpfarrern Garmaier und Riemhofer und dem Pastoralreferent Zajonz gestalteten heiligen Messe bildeten die zahlreich erschienenen Kinder einen Halbkreis hinter dem Altar und erlebten so den Gottesdienst aus nächster Nähe. Nicht nur der Kern des von Herrn Hafeneder wiederbelebten GKS-Kreises, sondern auch eine Reihe von gleichgesinnten Soldaten, die zum ersten Mal gekommen waren, begrüßten beim gemeinsamen Mittagessen die Zusammenarbeit zwischen GKS und den Pfarrgemeinderäten in München; denn gerade die heutige Situation verlangt nach einem stärkeren Laienapostolat auf beiden Ebenen.

Der Gemeinschaft Katholischer Soldaten kommt es sicher zugute, daß nicht nur der katholische Wehrbereichsdekan VI, sondern auch der Befehlshaber im Wehrbereich VI die Wiedergründung des GKS-Kreises in München gefördert haben. Bei der bevorstehenden Wahl der Verantwortlichen sollten so viele stellvertretende Sprecher gewählt werden, daß auch zu den entsprechenden zivilen Laiengremien je ein gewählter Vertreter der GKS entsandt werden kann.

Poing

„Christen in der Kelter“

Arthur Schopf

Nahe der heutigen Kreuzung der Hoeger-Straße mit der B 12 in der Gemeinde Anzing hat 1692 der Münchner Ratsherr und Handelsmann Anton Benno Hoeger eine barocke Schloßkapelle in Kreuzesform als eine Art Nachbildung der „Grabeskirche in Jerusalem“ — dem Leiden Christi geweiht — errichten lassen. Die „Schöne Capell“, wie dieses Gotteshaus früher genannt wurde, besaß ursprünglich einen Kuppelturm mit zwei kleinen Glocken. Als ein Zeichen besonderer barocker Frömmigkeit besitzt die Kapelle eine Heilige Stiege, die in ihrem apsisförmigen, zum rechteckigen Hauptraum nach Norden quergestellten Anbau untergebracht ist. Solche Heiligen Stiegen waren vom Ende des 17. Jahrh. vor allem bei Kalvarienbergkirchen üblich. Ihrem Vorbild nach, der Scale Sancta in der Kapelle Sancta Sanctorum nahe der Laterankirche in Rom, die 28 Stufen hat, ist die Anzinger Stiege auf 14 Stufen verkürzt.

Der Innenraum der Kirche ist mit einem Deckenfresko in zarten Farben geschmückt, das die Krönung Mariens darstellt. Im Zuge der schon einige Zeit währenden Restaurierungsarbeiten ist Ende vorigen Jahres auch im Vorraum der Kapelle ein barockes Deckenfresko freigelegt worden, dessen Darstellung auch vielen Personen des kirchlichen Lebens trotz reiflicher Überlegungen bisher rätselhaft geblieben ist. Nun aber ist es Dr. Alois Baumgartner, dem Geschäftsführer des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, gelungen, eine einwandfreie und sehr bemerkenswerte Deutung dieses einmaligen Gemäldes herbeizuführen, da er den ihm befreundeten Benediktiner-Pater Dr. Gregor Lechner aus dem Stift Göttweig in Niederösterreich, der als einer der bedeutendsten Ikonographen Europas gilt, zu einer Expertise heranzog. Das Deckenfresko im Vorraum der Hoeger-Kapelle in Anzing stellt „Christi in der Kelter“ (Weinpresse) dar. Christus als Schmerzensmann, über einem Heilsbrunn stehend, das Kreuz als Kelterbalken über sich gelegt, das ihn niederdrückt und so sein Blut aus dem Leibe preßt, um damit die rettende Kraft des Lebensstroms des Heilands, das dem Heil der Menschheit dienen soll, zu verhindern.

Um den gekreuzigten Heiland sind die sieben Laster der Menschheit als Akteure gezeigt, welche die Kelter niederdrücken. Am Kreuzfuß kauert die „Ira“ (der Zorn), die den Fußbalken niederhält. Auf dem Längsbalken liegen als zusätzliches Gewicht die Laster „Gula“ (die Unmäßigkeit) und „Luxuria“ (die Verschwendungssucht), mit Hundehohren als Hase gekennzeichnet, im rechten Arm ein Trinkgefäß schwingend. In der rechten unteren Bildhälfte sitzt die üppig gestaltete „Superbia“ (der Hochmut) mit prächtigem Haarschmuck, die mit einem Lasso den Gekreuzigten in die Tiefe zieht. Vor Christus steht „Amor“ (die fleischliche Liebe), der den Heiland verspottet. Er verdeckt zum Teil die „Invidia“ (der Neid) mit Schlangenhaaren, die hinter dem Arm der „Superbia“ noch sichtbar wird. Darüber am Querbalken ist „Avaritia“ (der Geiz) zu sehen, die gleichfalls mit dem Niederdrücken des Querbalkens beschäftigt ist.

Die Darstellung ist äußerst selten und hat ihre Vorlagen in den niederländischen Graphiken des 16. Jahrh., etwa bei Bolswert und der Familie Wierix. Wie Pater Gregor weiterhin mitteilte, ist ihm eine derartige Vorlage bisher nicht bekannt geworden, jedoch scheint das Fresko eine selbständige Kombination aus mehreren Lasterdarstellungen dieser Zeit zu sein. Die Entstehung des Gemäldes dürfte um 1695–1705 anzusetzen sein. Einer vagen Vermutung zufolge, könnte der Schöpfer des Freskos Hans Georg Asam, der Vater der beiden Brüder Asam, der als Klostermaler über Jahrzehnte für die Benediktiner tätig war, sein. Große Freude empfindet Korbinian Lehrberger, der Ortspfarrer von Anzing, und der Restaurateur Alois Stein aus Inzell, daß hier ein so wertvolles Zeugnis christlicher Kunst aufgefunden werden konnte, das in Zukunft sicher der Anziehungspunkt vieler Kunstfreunde von nah und fern sein wird.

Hammelburg

*„Friede als Folge der Gerechtigkeit“ –
deutsche und amerikanische Soldaten beten für den Weltfrieden*

Eva Albert

Bereits zum fünften Mal kamen in der Christkönigskirche im Lager Hammelburg Angehörige der deutschen und amerikanischen Militärgemeinden zusammen, um gemeinsam den Weltfriedenstag zu begehen. Militärpfarrer Wolfgang Witzgall stellte den Gottesdienst unter das Motto, das Papst Johannes Paul II. für den Weltfriedenstag gewählt hatte: „Frieden schaffen – Minderheiten respektieren“.

Auch die Angehörigen der amerikanischen Streitkräfte in Deutschland und ihre Familien bildeten eine Minderheit, die oft gegen Vorurteile und Ablehnung zu kämpfen hätten. Um so wichtiger sei es, gemeinsam mit ihnen um Frieden zu beten.

Friede entstehe, so auch der Leiter der 78th Finance in Schweinfurt, Major Jesse Perez, vor allem durch die Liebe zu Gott und dem Nächsten. Friede, so zitierte Perez das II. Vatikanische Konzil, sei mehr als nur die Tatsache, keinen Krieg zu führen. Nur wer den Frieden in seiner Seele habe, könne den Frieden in der Familie verwirklichen – und nur der Friede in der Familie gebe eine Chance auf den Frieden zwischen den Nationen.

Brigadegeneral Klaus-Peter Schöten sack stellte die Frage in den Raum, warum soviel vom „Frieden schaffen“ geredet würde. Die Generation der Großeltern und ihrer Eltern könne

mit Neid auf uns schauen. Auch die Krisenregionen der Erde würden mit Bewunderung auf die lange Zeit des Friedens in Europa blicken. Dazu hätten auch Panzer und Raketen ihren Teil beigetragen. Bevor diese jedoch abgeschafft werden könnten, müßte die Erhaltung des Friedens gesichert werden. Dies sei vor allem Aufgabe der Menschen, die den Frieden zunächst im Umgang mit den Nächsten praktizieren sollten.

Militärpfarrer Wolfgang Witzgall und sein amerikanischer Mitbruder Father John Ryan zelebrierten eine eindrucksvolle Messe, die den tiefen Wunsch nach Frieden in der Welt bei Deutschen und Amerikanern deutlich werden ließ.

Im Anschluß daran luden Witzgall und der Vorsitzende der GKS, Oberstleutnant Wilhelm Stapper, zu einem Stehempfang in den Pfarrsaal, bei dem die Möglichkeit gesucht und gefunden wurde, neue Kontakte und Freundschaften zu knüpfen.

Bonn

Le petit brigade à Bonne

Wolfgang Müller

Zunächst mußte man werben, schließlich gab es mehr Interessenten als Plätze, und so wurde gelost. Die Erwählten und Erlosten fuhren dann am 16. Januar nach Bonn: 15 französische und 16 deutsche Soldaten aus verschiedenen Standorten des Wehrbereichs V, mehrere aus Böblingen, Standort der deutsch-französischen Brigade, die erst wenige Tage zuvor, am 12. Januar, mit großem Zeremoniell aus der Taufe gehoben worden war. In Bonn ging's dann rund: Stadtbesichtigung, Empfang im Bundeskanzleramt, in der französischen Botschaft, beim Verteidigungsministerium, Mittagessen im „Langen Eugen“, Gespräche mit Politikern und hohen Offizieren, Kaffee im Gästehaus des Militärbischofs und Festabend der GKS im Collegium Josephinum zum Weltfriedenstag. Ein Gottesdienst in der Krypta der Münsterkirche mit Bischofsvikar Alain Bouillon und Predigt von Wehrbereichsdekan a.D. Martin Zeil über den heiligen Sebastian und ein Vortrag des Böblinger Militärpfarrers Wolfgang Müller über den Friedensauftrag der Soldaten in unserer Zeit mit langer und guter Diskussion. Also ein dicht gefülltes Programm bis in die Abende hinein, an denen man in der Unterkunft im Kloster Walberberg beim Kölsch oder Moselwein noch zusammensaß und den Tag passieren ließ.

Die Gruppe fand immer mehr zusammen, harmonisierte unter sich und mit der Leitung, die in der fürsorglichen Steuerung von Kapitän zur See Norbert Maria Schütz lag, der mit seinen Jungs die verschiedenen Häfen in Bonn und Umgebung anlief und unermüdlich dafür sorgte, daß Termine eingehalten wurden oder daß rechtzeitig umdisponiert wurde. War es französische Höflichkeit oder das Ungewohnte kritischer politischer Debatte, daß sich die französischen Kameraden in der Diskussion zunächst zurückhielten? An der Sprache kann es nicht gelegen haben, denn allmählich mischten auch sie mit und besprachen ihre Probleme mit Politikern und verantwortlichen Offizieren. Wie sieht der Kasernenalltag in Böblingen und anderswo ab Oktober '89 aus, wenn Hunderte von deutschen und französischen Soldaten zusammen sind und sich sprachlich nicht verstehen? „Böblingen darf kein Babylon werden“, pointierte der Böblinger Standortpfarrer, und Fregattenkapitän Herbert Ploetz vom Verteidigungsministerium versprach, diesen Spruch weiterzuge-

ben. Sprachkurse müssen angeboten werden, und für die Besten auf beiden Seiten sollte als Prämie ein Camp in Frankreich winken oder eine Woche Bonn „so wie jetzt“, denn Liebreize ohne Anreize seien bei großer Mühe doch etwas zu wenig. „Ist übergekommen!“ — Mal seh'n, was daraus wird.

Darüber hinaus trugen die jungen Soldaten ihre Alltagsprobleme vor: die Frage nach der Wehrgerechtigkeit, nach der Besoldung und nach der Einschätzung der neuen Lage im Osten. Wieviel Soldaten braucht man denn künftig wirklich? Könnte man nicht reduzieren, eine Freiwilligenarmee aufstellen? Nein, davon halte sie gar nichts, meinte die FDP-Abgeordnete Ursula Seiler-Albring, denn die Armee solle kein Staat im Staate werden. Regieren und opponieren wollen die Abgeordneten lieber selber. Wie der CDU-Abgeordnete Johannes Ganz notierte sie sich aber die Frage eines 27jährigen Ingenieurs, warum er bei den Sanitätern und nicht fachgerecht eingesetzt sei wie etwa ein Stabsarzt. Sicher muß die Bundeswehr noch mehr Phantasie entwickeln, vor allem wenn der Wehrdienst, wie während des Aufenthalts in Bonn beschlossen, auf 18 Monate verlängert wird. Wie soll künftig motiviert werden? Man wird sich schon etwas einfallen lassen müssen, wenn nicht noch mehr Murren durch die Reihen gehen soll.

Wenn zu wenig Sinn gespürt wird, entsteht Frust. Das ist nicht nur bei der Bundeswehr so. Vielleicht ist eines der wichtigsten Ergebnisse des ersten Seminars deutsch-französischer Soldaten, daß ein großes Stück Sinn gefunden wurde: in der Begegnung mit Angehörigen zweier Völker, die sich in der Vergangenheit feindlich gegenübergestanden sind, aber immer mehr zusammenwachsen. Sich gegenseitig kennenlernen ist ein Weg zum Frieden, beieinander wohnen, miteinander Zeit verbringen und Gemeinsames erleben sind Schritte zur Verständigung, ja zur Freundschaft. Dies hätte nicht besser und eindringlicher erfahren werden können als auf dieser Woche in Bonn, die über die wenigen Tage hinaus eine Langzeitwirkung haben dürfte und sicher zu den besten Erinnerungen gehören wird, die beiden Seiten, Deutschen und Franzosen, aus ihrer Wehrdienstzeit bleibt.

Ahlen/Hamm

Aufruf zum Weltfriedenstag folgten nahezu 600 Soldaten

„Um Frieden zu schaffen — die Minderheiten respektieren“. Unter diesem Leitwort stand ein Gottesdienst in der Stephanus-Kirche aus Anlaß des Weltfriedenstages 1989 für Soldaten der Westfalenkaserne und der Hammer Bundeswehreinrichtungen. Hierzu hatte die „Gemeinschaft Katholischer Soldaten“ (GKS) eingeladen. Fast 600 Soldaten, zumeist junge Wehrpflichtige, aber auch Berufs- und Zeitsoldaten sowie Mitglieder der Gemeinde von St. Stephanus füllten die Kirche bis auf den letzten Platz. In der von Pfarrer Elmar Grunwald gelebten Messe wurde auch des erkrankten Militärpfarrers Pater Josef gedacht. Für ihn hielt sein evangelischer Amtsbruder — Pfarrer Niederbremer — die Predigt zum aktuellen Problem des Umgangs mit Minderheiten. In seiner Begrüßung beim anschließenden Empfang im Soldatenfreizeitheim von St. Martin betonte der GKS-Sprecher, Hauptfeldwebel Wegener, das Selbstverständnis der katholischen Soldaten mit einem Wort des VI. Vatikanischen Konzils: „Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er zur Festigung des Friedens bei.“

(Aus Westfälischer Anzeiger 20. 1. 89)

Regensburg

Auf den Spuren der ersten Christen

Mit der kath. Militärseelsorge nach Rom und Assisi — Audienz beim Papst

28.10.—5.11.88

Harald Schäfer

Nach einer anstrengenden, aber erlebnisreichen Woche kehrten in der Nacht zum Sonntag 75 Soldaten und deren Ehefrauen von einer Pilgerfahrt der kath. Militärseelsorge nach Rom und Assisi zurück.

Unter der hervorragenden Pilgerleitung des kath. Militärdekans Pater Roland Stemmler OFM cap. führte die Reise zunächst nach Siena.

Dort kamen die Teilnehmer zum ersten Male mit dem Reichtum und der Schönheit italienischer Kirchenbauten in Berührung. Nach einer umfassenden Führung durch die mittelalterliche Stadt wurde die Pilgerreise mit einer Morgenandacht im Dom zu Siena eröffnet. Am Nachmittag reisten die Pilger dann nach Rom weiter, wo für die nächsten Tage Quartier bezogen wurde. Am Sonntagmorgen feierten die Rompilger in den Katakomben des Sebastian einen feierlichen Eröffnungsgottesdienst, der alle zutiefst beeindruckte.

Nach dem Angelus mit dem Heiligen Vater Papst Johannes Paul II. auf dem Petersplatz stand dann bei sommerlichen Temperaturen das antike und frühchristliche Rom auf dem Programm. Dem romantischen Rom huldigten die Teilnehmer am nächsten Tag.

An Allerheiligen führte ein Tagesausflug zu der Abtei Monte Cassino. Bei strahlendem Sonnenschein empfing uns der Klosterberg mit wohltuender Ruhe. Gemeinsam mit dem Benediktinerkonvent konnten wir die Allerheiligenmesse mitfeiern. Der schlichte Gesang des gregorianischen Chorals sowie der würdige Ort des Hl. Benedikt und der Hl. Scholastika taten ein übriges, den Tag zum Höhepunkt werden zu lassen. Einige hatten dann noch die Gelegenheit zu einer kurzen Begegnung mit dem Abt von Monte Cassino, der 1944 als Sekretär des damaligen Abtes die Zerstörung der Abtei erleben mußte, der aber auch in seiner Amtszeit die Wiedererrichtung des Klosters miterleben durfte.

Am Nachmittag fanden die Pilger sich dann zu einer Gedenkandacht für die 20000 gefallenen deutschen Soldaten auf dem Soldatenfriedhof von Monte Cassino zusammen. Zunächst berichtete der für den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge tätige Hauptmann Heidl kurz über die Arbeit des Volksbundes. Eine kurze Ansprache des Militärdekans sowie die gemeinsam vorgetragene Bitte um den Frieden in der Welt schloß die Andacht ab. Bei einer spontanen Sammlung kam ein stattlicher Betrag für die Arbeit des VDK zusammen.

Der Allerseelentag war der Tag der Begegnung mit dem Papst. Konnten bei der Audienz alle Teilnehmer den Papst aus nächster Nähe erleben, so war es einigen Pilgern vergönnt, an der von Seiner Heiligkeit für seine verstorbenen Vorgänger zelebrierten Totenmesse am Petrusgrab teilzunehmen. Eine Totenmesse für die verstorbenen Angehörigen der Pilger sowie für die Verstorbenen Soldaten dieses Jahres zelebrierte Pater Roland auf dem deutschen Friedhof im Vatikan.

Der Donnerstag galt der Kunst- und Kirchengeschichte. Man besuchte gemeinsam die vaticanischen Museen, wobei einige sogar die Gelegenheit hatten, die Nekropole unter dem Petersdom zu besichtigen. Unumstrittener Höhepunkt war in den Museen die von japanischen Wissenschaftlern renovierte Sixtinische Kapelle, der Ort der Papstwahl mit seinen herrlichen Fresken.

Am Freitag vormittag verließ man nach einem letzten Besuch auf dem Petersplatz Rom, um nach Assisi zu fahren, wo der Hl. Franz wirkte.

Nach einem Rundgang durch die Altstadt und dem Besuch der Wirkungsstätten des Hl. Franz beendete eine kurze Andacht mit einer Meditation über den Sonnengesang des Hl. Franz diesen Tag.

Vor der Rückreise am Samstag hatten die Soldatenfamilien die Gelegenheit, dem Treffen der Novizenmeister des Ordens des Hl. Franz beizuwohnen. Danach feierten die Pilger gemeinsam einen Abschlußgottesdienst in der Krypta der Kirche St. Maria degli Angeli, in der das kleine Portiunculakirchlein steht.

Munster

Das deutsche Volkslied

Hans Stilbach

Von vielen unserer alten Volkslieder wissen wir nicht mehr, wer sie verfaßt oder wer die Melodien dazu gefunden hat, die Entstehung ist nicht mehr nachzuweisen. Sie sind zu meist im 18. und 19. Jahrhundert in einem der deutschen Gaue entstanden, und sie haben sich im Laufe der Zeit oft weiter verbreitet und wurden dann in ganz Deutschland gesungen. Es gab aber auch Zeiten, in denen das Volkslied in manchen Kreisen wenig geachtet, ja verachtet wurde.

Eine ganze Reihe dieser Volkweisen stammen jedoch von unseren bekannten Dichtern und von bedeutenden Komponisten. Anführen kann man hier u.a. Uhland, Lons, Goethe, Schiller, Claudius, Rückert, Eichendorff, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Liliencron, W. Müller, A. Günter. — Melodien kennt man zum Beispiel von Mozart, Schubert, Weber, Haydn, Schumann, Brahms, Mendelssohn-Bartholdy. — Der in Ostpreußen geborene Dichter, Philosoph und Theologe J.G. von Herder, ein Freund Goethes, erkannte den Wert des dem deutschen Wesen entsprechenden Volksliedes und gab 1778 als erste deutsche Sammlung eine Zusammenstellung „Volkslieder“ heraus. — 1806 erschien von Achim von Arnim und Clemens Brentano die Volksliederzusammenstellung „Des Knaben Wunderhorn“. — Der Tübinger Universitätsmusikdirektor Silcher, der mit seinen Studenten eine Singbewegung ins Leben rief, sammelte ebenfalls Volkslieder und komponierte 1827 das „Lied vom guten Kameraden“ mit Text von Ludwig Uhland. — Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschland-Liedes, schenkte der Nachwelt 1842 die „schlesischen Volkslieder“.

Um 1900 entstand die Wandervogelbewegung, die sich lebhaft für das Singen deutscher Volkslieder einsetzte. Hans Breuer gab 1908 das in vielen Auflagen verbreitete Wandervogel-Liederbuch „Zupfgeigenhansl“ heraus. Besondere Förderung erhielt die neue Volkslieder-Singbewegung durch Fritz Jöde und Walter Hensel. — Heute wird das Liedgut der

deutschen Ostprovinzen besonders von den Landsmannschaften der Heimatvertriebenen gepflegt. Aber auch ganz allgemein ist das Volksliedersingen in Deutschland wieder „volkstümlich“ geworden. Hier ist nur an die „Fischerchöre“ und an „Heino“ zu erinnern. Auch im abgetrennten Teil unseres Vaterlandes geht man von den politisch betonten Liedern ab und singt wieder mit Begeisterung unsere Volkslieder. Über alle Parteigegensätze und Grenzen hinweg können wir deutsche Volkslieder erhalten, pflegen und singen.

Es ist zehn Jahre her, als in Munster aus Anlaß der Eröffnung eines Volkshochschulsemesters der Vorsitzende des Stadtjugendrings Uelzen einen Dia-Vortrag über eine Studienreise mit einer Jugendgruppe nach Rußland hielt. Zum Abschluß einer Veranstaltung mit russischen Teilnehmern sangen die Russen einige ihrer schönen Volksweisen und baten dann die deutschen Gäste, auch deutsche Lieder zu singen. Es folgte aber nur ein verlegenes Schweigen. Da standen zum Erstaunen der Deutschen die jungen Russen noch einmal auf und sangen das schöne alte deutsche Volkslied: „Wenn alle Brunnlein fließen...“, nicht nur die erste Strophe, sondern alle Verse! — Wir glauben, daß sich so etwas heute nicht mehr ereignen wird.

Es gibt heute eine Reihe guter Volksliederbücher. Als Beispiel: Im Bärenreiter-Verlag Kassel erschien „Bruder Singer, Lieder unseres Volkes“, auch als Schulliederbuch genehmigt. Musikverlag Hans Sikorski, Hamburg, gab die Sammlung „Klingende Heimat, eine Sammlung der schönsten deutschen Volkslieder“ heraus.

Hier folgen zwanglos die Titel von einigen bekannten deutschen Volksliedern: Wohlauf, die Luft geht frisch und rein. — Im schönsten Wiesengrunde. — Nun ade, du mein lieb Heimatland. — Und in dem Schneegebirge. — Die Gedanken sind frei. — Auf, du junger Wandersmann. — Wenn alle Brunnlein fließen. — Der Mond ist aufgegangen. — Ännchen von Tharau. — Es dunkelt schon in der Heide. — Ich hab mich ergeben. — Es waren zwei Königskinder. — Als ich gestern einsam ging. — Auf der Lüneburger Heide. — Tief im Böhmerwald. — Kein schöner Land. — Ade zur guten Nacht. — Am Brunnen vor dem Tore. — Flamme empor. — An der Saale hellem Strande. — Stimmt an mit hellem hohem Klang. — In einem kühlen Grunde. — Wem Gott will rechte Gunst erweisen. — Sah ein Knab ein Röslein stehn. — Rose-Marie. — Ich weiß nicht, was soll es bedeuten. — O Täler weit, o Höhen. — Zu Mantua in Banden. — Gold'ne Abendsonne, wie bist du so schön.

Poing

Kampf der Landlosen in Maranhoe

Arthur Schopf

Seit vielen Jahren schon kämpfen in Brasilien die landlosen Bauern, von denen 30 Millionen ständig auf der Wanderung nach Arbeit und Brot sind, um die von der Regierung schon lange versprochene, aber noch nicht durchgeführte Agrarreform. Mehr als zwei Drittel der Ackerflächen des Landes befinden sich im Besitz von Großgrundbesitzern, die bloß 1% der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Der Poing Theologiestudent Josef Germeier war auf Einladung des deutschen Franziskaner-Padres Adolfo Temme (48), der seit 1964 dort lebt, im Herbst vergangenen Jahres fünf Wochen lang in Lago da Pedra im Bundestaat Maranhoe zu Gast.

Maranhoe, im Norden des großen südamerikanischen Landes gelegen, hat bei einer Größe von rd. 300 000 km² vier Millionen Einwohner zu verzeichnen. Seit 1950 hat sich die Bevölkerung des Landes verdreifacht. Die Menschen leben dort vom Anbau von Baumwolle, Reis, Kaffee, Zuckerrohr und von der Viehzucht.

Die nationale Agrarreform sieht für den Staat Maranhoe bis 1989 eine Verteilung von 3,5 Millionen ha Land an knapp 120 000 Familien vor, was allerdings noch immer weniger als die Hälfte der derzeit geschätzten 265 000 landlosen Familien ist. Es wurden Agrarkommissionen eingesetzt, um bei der Durchführung der Enteignungsverfahren die verschiedenen Interessen zu berücksichtigen. Die „Fazendeiros“ (Großgrundbesitzer) sind zunehmend bereit, sich im Wege gewalttätiger Inbesitznahme um jeden Preis zu Land-Eigentümern zu machen. Bauern, die seit Generationen ein Stück Land bewohnen, werden von den plötzlich auftauchenden Großgrundbesitzern zum Verlassen ihres Landes gezwungen. In dieser Hinsicht gehört Maranhoe zu den brasilianischen Bundesstaaten mit den meisten und blutigsten Konflikten. Dazu haben sich die Fazendeiros sogenannte „Pistoleiros“, das sind bezahlte Killer, engagiert, die auf Kommando vorgehen und von der Schusswaffe rücksichtslos Gebrauch machen. So wurden im Jahr 1985 in Maranhoe allein 140 Morde an der Landbevölkerung begangen. Hierzu kommt die offensichtliche Untätigkeit der öffentlichen Gewalt, da die Polizei meistens auf der Seite der Unternehmer steht und in Mordfällen nur eine zurückhaltende Aufklärung betreibt.

Josef Germeier war mit Padre Temme, der 60 Gemeinden betreuen muß, dauernd unterwegs. In einem Jahr kann eine Gemeinde nur dreimal von ihrem Priester besucht werden. Bei dieser Gelegenheit werden dann gleich alle Taufen und Hochzeiten vorgenommen, wobei die ganze Gemeinde mitfeiert. In Zusammenarbeit mit der Gewerkschaft unterstützen die brasilianischen Franziskaner-Padres den Kampf der Landlosen um ihr Lebensrecht.

AMI-Familienfreizeit

Die Ilanzer Dominikanerinnen in Davos/Schweiz

Günter Thyse

Das St. Josephshaus in Davos-Platz steht erholungssuchenden Menschen offen. Während einer kurzen Visite im Dezember 1988 konnte ich mich von der Gastfreundschaft und der liebevollen Betreuung der dort ansässigen Schwestern überzeugen.

Unter diese Fittiche wird sich im August 1989 erstmalig eine Gruppe der Militärseelsorge begeben.

Die 3. AMI-Familienfreizeit wird mit 50 Soldaten und Familienangehörigen in diesem Haus der Dominikanerinnen von Ilanz — unter der Leitung von Schwester Friedburga Rehbein — Erholung und Gemeinschaft erleben.

Der Beginn

1888 wurden die Schwestern erstmals — von verschiedenen Ärzten gerufen — in der ambulanten Pflege Lungenkranker Patienten eingesetzt.

Bereits zwei Jahre später, am 2. April 1890, fanden sich in der Villa Jenny in Davos-Platz einige Personen zusammen, die einen Wohltätigkeitsverein gründeten mit dem Ziel, ein Haus mit Einrichtung und Unterhalt zu erwerben, um die Schwestern von Ilanz in größerer Zahl und auf Dauer in Davos behalten zu können.

Damals hieß diese Gemeinschaft noch „Gesellschaft von der göttlichen Liebe“, die sich später dem Dominikanerorden anschloß.

Die Statuten von 1890 bemerken, daß sich die Schwestern „mit großer Hingebung der Krankenpflege widmen und sich in allen Schichten der Bevölkerung großer Beliebtheit und allgemeiner Hochachtung erfreuen“. Dieses ist der Grund und Boden, auf dem die hundertjährige Geschichte der Arbeit in Davos gewachsen ist.

Wandel der Aufgaben

Als vor etwa 30 Jahren die Spezialpflege Lungenkranker weitgehend überflüssig wurde, stand auch die Kongregation von Ilanz mit dem um 1900 erbauten St. Josephshaus und seinen Schwestern vor der großen Frage, ob und wie die Aufgabe in Davos weitergeführt werden solle.

Da Davos vermehrt Feriengäste anlockte, denen die gute Luft, Sonne und Bergwelt neue Kraft für den Alltag schenken, wurde das Haus auch für diese Gäste geöffnet.

Oftmals waren es frühere Patienten, die gern hierher zurückkehrten, und deren Verwandte und Bekannte.

Zeitweilig kamen während der Zwischensaisonzeiten Gruppen von asthmakranken Kindern in das Haus, um hier Erleichterung zu finden.

Heute ist dieses Haus von allen schweizerischen Krankenkassen als Kurpension anerkannt.

Rekonvaleszenten finden Betreuung durch den verantwortlichen Arzt und die Krankenschwester.

Seitdem zur Kapelle und den Aufenthaltsräumen ein Meditations- und Gruppenraum hinzukam, meldeten sich vermehrt auch Gruppen an, die sowohl Ferien als auch besinnliche Tage oder Werkwochen im St. Josephshaus verbringen möchten.

So bieten die Schwestern neben wohnlichen Räumen und abwechslungsreicher Kost ökumenische Bibelstunden an, Gespräche, Gottesdienste und Vorträge sowie religiöse und kulturelle Video-Filme.

Der oft unbewußten Suche der Gäste nach einem tieferen Sinn ihres Lebens, der festeren Einbindung in unseren Glauben und dem Bedürfnis nach Ruhe, Entspannung und Erholung wird zusammen mit dem Hausgeistlichen und allen Mitarbeitern Rechnung getragen.

Der Orden

Zum besseren Verständnis ein Rückblick auf die Entstehung des Ordens: Die Dominikaner wurden zu Beginn des 13. Jahrhunderts vom Hl. Dominikus als Klerikerorden nach der Augustinerregel gestiftet und 1216 von Papst Honorius III. bestätigt.

Seit 1220 verzichteten sie auf Einkommen aus Vermögen und gehören daher zu den Bettelorden.

Indem die Dominikaner so das Ideal der Armut gegen die häretischen Armutsbewegungen ihrer Zeit verwirklichten, legten sie den Grund zu ihren großen Erfolgen.

Noch im 13. Jahrhundert breiteten sie sich in den Städten des ganzen Abendlandes aus (bekannte deutsche Klöster: Köln, Straßburg, Magdeburg, Regensburg, Freiburg) und gewannen starken theologischen und kirchlichen Einfluß.

Seit dem 16. Jahrhundert trat ein zahlenmäßiger Rückgang ein, der Ende des 18. Jahrhunderts seinen Tiefgang erreichte und erst Mitte des 19. Jahrhunderts einer Aufwärtsbewegung wich.

Die Dominikaner besitzen heute in ihrer römischen Ordenshochschule, dem Angelicum, der theologischen Fakultät der Universität Freiburg (Schweiz), der Bibelschule zu Jerusalem und den Hochschulen von Le Saulchoir (Belgien) — seit 1937 in Etiolles bei Paris — und Walberberg bei Köln (Albertus-Magnus-Akademie) bedeutsame Arbeitszentren, die kirchliche Philosophie, Theologie und Soziallehre nachdrücklich mitbestimmen.

Die Tracht besteht aus Habit, Skapulin (ein Schulterkleid aus zwei langen Tuchbahnen über dem Hauptgewand, um Brust und Rücken zu bedecken) und Kapuze (weiß) und Mantel (schwarz) sowie aus Ledergürtel und Rosenkranz; die Laienbrüder tragen Skapulin und Kapuze in Schwarz.

Das Mutterhaus der Dominikanerinnen von Davos befindet sich in Ilanz, einer Kreisstadt im schweizerischen Graubünden am Vorderrhein, die sich im 13. Jahrhundert von einem Adelshof in eine mit Ringmauern und Türmen befestigte Stadt entwickelte.

Quellennachweis:

1. Ilanzer Dominikanerinnen Missionskalender 1988 / 100 Jahre Ilanzer Dominikanerinnen in Davos v. Sr. Friedburga Rehbein

Mainz

*Hohe Scheidungsraten durch häufige Versetzungen
25 Jahre Katholischer Standortpfarrer in Mainz*

Michael Schwab

Er ist nicht unumstritten, wird gelegentlich als „Himmelskomiker“ oder „Katholische Sündenabwehrkanone“ („KaSAK“) verhöhnt und nicht selten kursieren abstruse und verleumderische Vorstellungen darüber, was ein Militärpfarrer bei der Bundeswehr tut. Er segnet weder Waffen noch sieht er sich als „Polit-Offizier“ verantwortlich für die Moral der Truppe. Er feiert mit jungen Soldaten bei Manövern und auf Truppenübungsplätzen Feldgottesdienste, bietet ihnen Exerzitien und Werkwochen an und gibt im Unterricht Gelegenheit, über Lebensfragen zu sprechen. In Mainz gibt es seit 25 Jahren einen Standortpfarrer. Michael Schwab hat ihn besucht.

Ein Pfarrer in Nato-oliv? Mit getarntem Helm und allem, was dazu gehört? Fragen wie diese sind keineswegs ungewöhnlich. Noch allzuoft haftet der Seelsorge in Militärmontur

der Hauch des Exotischen an, obwohl sie für etliche Geistliche im Bundesgebiet lange schon zur beinahe täglichen Routine gehört. Denn sie sind Militärseelsorger und damit sprichwörtlich an „vorderster Front“ — zumindest, was die geistliche Betreuung betrifft.

Und die scheint angesichts der Fülle von Problemen, die es bei Soldaten gibt, durchaus angebracht und notwendig. Schmunzelnd meint Peter Prassel (37), Mainzer Militärpfarrer: „Natürlich sind Taufen, Trauungen und Beerdigungen unsere Hauptaufgabe“.

Doch damit alleine ist es nicht getan. Hinzu kommt der sogenannte „lebenskundliche Unterricht“, der einen tieferen Zugang zu Problemen ermöglicht und kein Thema ausspart, sei es auch noch so brisant. Prassel nennt Beispiele: „Wir sprechen über Aids oder Abtreibungen und natürlich über truppeninterne Schwierigkeiten wie etwa bei Offizieren, die Karriere machen“. Damit hat es eine besondere Bewandnis. Gerade in den höheren militärischen Rängen treten familiäre Probleme überproportional oft zu Tage. Die Folge: hohe Scheidungsraten durch häufige Versetzungen.

Patentrezepte zur Lösung der Misere weiß auch Prassel nicht zu geben. Hilfreich kann es manchmal aber schon sein, mit den Betroffenen einfach über ihre Sorgen und Nöte zu reden, oder wenn es gewünscht wird, sie an den nächsten Standortpfarrer „weiterzureichen“. Am problematischsten erweist sich nach Aussagen Prassels vor allem das leidige Thema „Wochenendehe“. Problematisch insofern, als sich Ehepartner nur noch selten zu persönlichen Aussprachen sehen, Krisen in der Partnerschaft oder Kindererziehung kaum mehr ausdiskutiert werden können. Der höhere Verdienst darf nach Prassels Worten daher nicht über die bei einer Beförderung oder Versetzung unweigerlich entstehenden Nachteile hinwegtäuschen. Wer freilich meint, nur höhere Chargen hätten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, irrt sich gründlich. Nicht minder groß sind die Probleme bei Wehrpflichtigen. Da zerbrechen Kameradschaften, weil Cliquenmitglieder nicht mehr zum regelmäßigen abendlichen Treffen erscheinen, da „hauen Freundinnen einfach ab“, wie Prassel berichtet, und zerbricht manch vielversprechende Bindung auf immer.

Klar, daß hier der Seelsorger gefordert ist. Er muß zuhören können und für die Seelsorge viel Zeit mitbringen. Er muß Idealist sein, für die Kirche eintreten und auch mal „den Kopf hinhalten“.

„Wer faul ist“, meint Prassel, „hat bei uns in der Kaserne nichts verloren“. Selbstredend gilt das auch für ihn, den geborenen Sinziger, der 1979 in Trier seine Priesterweihe empfing, danach knapp zwei Jahre als Kaplan in Bendorf tätig war, weitere vier Jahre als Assistent für Homiletik am Trierer Priesterseminar zubrachte und schließlich 1985 in die Militärseelsorge ging.

Militärseelsorge will mehr sein, will vermitteln: Etwa die Atmosphäre eines Feldgottesdienstes — die übrigens unter Soldaten „sehr begehrt sind“, wie Prassel nicht ohne einen Anflug von Stolz berichtet — und sie will dazu beitragen, ein Gefühl für Glaubensdinge zu bekommen. Wodurch? Durch gemeinsames Gebet und Gesang.

Dessenungeachtet schätzt Prassel die Zahl aktiver Kirchgänger äußerst gering ein. Vermutlich schwankt deren prozentualer Anteil zwischen 15 bis 20 Prozent. Zum Trost kann dem engagierten und frohgemuten Rheinländer da nur gereichen, daß aktive Standortpfarrer auf viele Soldaten quasi wie ein Anziehungsmagnet wirken und manch Unentschlossenen nach jahrelanger Gleichgültigkeit wieder den Weg zurück zur Kirche finden lassen.

Apropos Standortpfarrer — 20 Stellen gibt es länderübergreifend sowohl in Hessen, Rheinland-Pfalz und Saarland, die allesamt Hubert Bittorf, dem für den Wehrbereich IV zuständigen Militärdekan, unterstellt sind.

Einer von ihnen ist Peter Prassel. Ein Mann, der sich der Bedeutung und Problematik seiner Aufgabe vollauf bewußt ist, dabei aber niemals „den Geistlichen besonders herauskehrt“, sondern stets nur der Ansprechpartner für ratsuchende Soldaten sein will.

(Aus „Glaube und Leben“, Bistum Mainz Nr. 48/88)

Aus der nahen und fernen Welt

Winnie Mandela: ein Idol, das sich selbst zerstörte

*Schwarze Bürgerrechtler fordern Nelson Mandelas Scheidung
Maßgebender Sicherheitsoffizier mit Untersuchung beauftragt*

Karl Breyer

Das durch die Medien geschaffene Trugbild der „Mutter der Nation“, Winnie Mandela, liegt nun endgültig in Scherben. Die grausame Behandlung und das rätselhafte Verschwinden des 14jährigen Stompie Mohkesi, der vermutlich von Winnie Mandelas Fußballteam entführt, gefoltert und schließlich beseitigt wurde, hat schwarze Bürgerrechtler in Soweto auf die Barrikaden gebracht. Sie forderten eine genaue Untersuchung der rätselhaften Vorfälle um die „Mandela XI“. Schwarze Politiker trafen sich in geheimen Sitzungen und forderten inzwischen Nelson Mandela auf, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Jetzt hat der Minister für Gesetz und Ordnung, Adriaan Vlok, einen hohen Offizier des Sicherheitsdienstes, Generalmajor Jaap Joubert, ernannt, um die Zwischenfälle um das Fußballteam der schwarzen Aktivistin genauer zu untersuchen.

Mit großen Schlagzeilen auf der ersten und zweiten Seite berichten nun die englischen liberalen Zeitungen über die Vorfälle in dem großzügig eingerichteten Hause Winnie Mandelas in dem Soweto-Viertel Diepkloof. Vor allem die Zeitungen „Saturday Star“ und „Sunday Star“ schildern über Seiten hinweg die Machenschaften Winnie Mandelas und ihres „Clubs der Angst“ sowie das rätselhafte Verschwinden des 14jährigen Stompie Mohkesi. Die Schlägertruppe von jungen sportlich trainierten Schwarzen bewachte nicht nur die Frau des ANC-Führers Nelson Mandela, sie trat auch demonstrativ bei Begräbnissen und anderen Ereignissen auf. Frau Mandela hatte die Leibwächter zu Beginn der südafrikanischen Unruhen 1984 angeworben. Sie begleiteten die schwarze Aktivistin auf Schritt und Tritt, trugen Trainingsanzüge in den Farben des ANC, schwarz, gold und grün und galten schon bald in Soweto als die am meisten gehaßte Organisation. Im vorigen Jahr versuchten aufgebrachte schwarze Schüler die Mandela-Fußballer zu verjagen. Sie zündeten das Haus Winnie Mandelas an. Augenzeugen berichten, daß die Nachbarn keinen Finger rührten, um das Feuer zu löschen.

Winnies Popularität nahm drastisch ab, als sie vor laufenden Fernsehkameras erklärte, daß man das Land mit Streichhölzern und Halskrausen (brennenden Autoreifen) befreien würde. Noch im Januar 1986 hatte sie die Wochenzeitung „Die Zeit“ als eine „Königin in einer gnadenlosen Wüste“ beschrieben. Aber der African National Congress im Exil in Lusaka distanzierte sich immer mehr von ihr. Im September wurde sie von einer aufgebrachten schwarzen Menge in Kapstadt beschimpft, nachdem sie am Prozeß ihrer Freundin Lindi Mangaliso teilgenommen hatte, die wegen Mordes an ihrem Ehemann verurteilt wurde. Ihr Ehemann Nelson Mandela versuchte aus dem Gefängnis heraus Druck auszuüben. Mit dem indischen Rechtsanwalt der Familie, Ismail Ayob, gab es Auseinandersetzungen, so daß Winnie schließlich den Johannesburger Anwalt Krish Naidoo als ihren

Rechtsvertreter wählte. Ismael Ayob vertritt nach wie vor die Interessen des jetzt unter Hausarrest stehenden Nelson Mandela. Im Auftrag seines Mandanten forderte er Winnie verschiedentlich auf, das „Fußballteam“ aufzulösen. Auch der Präsident des ANC in Lusaka, Oliver Tambo, verlangte, daß Winnie die Leibwächter nach Hause schickt. Bisher jedoch vergebens. Gerüchten aus der schwarzen Gemeinschaft zufolge bereiten jetzt die beiden Anwälte die Scheidungsprozedur des Ehepaars Mandela vor.

Rätselhaft sind nach wie vor die Ereignisse um eine Gruppe von vier Jugendlichen, die in der Methodistenkirche des Pfarrers Paul Verryn im Soweto-Viertel Orlando-West Zuflucht gesucht hatten. Sie wurden dort von dem Nelson-Mandela-Fußballteam aufgestöbert und gezwungen, einen Kleinbus zu besteigen, der sie zu Winnie Mandelas Haus in Diepkloof brachte. Einer der Jungen erklärte, daß es sich um den Bus handelt, der Frau Mandela gehört. Möglicherweise ist es das gleiche Fahrzeug, das der Ehefrau des inhaftierten ANC-Führers Juni 1986 von der Botschaft der Bundesregierung in Pretoria geschenkt wurde. Der Charge d'Affaires, Botschaftsrat Fritz Ziefer, sagte damals zu dem Staatsgeschenk, daß Frau Mandela das Fahrzeug für ihre sozialen Aktivitäten benötige. Seit sei landesweit in Wohlfahrtsprojekten tätig. Im Januar dieses Jahres wurden die vier Jugendlichen mit Gewalt aus der Methodistenkirche herausgeholt und in das Haus Mandelas getrieben. Winnie Mandela beschimpfte — mit einem Glas in der Hand — die Jungen, holte dann in ihrem Schlafzimmer eine Nilferdpeitsche und schlug darauflos. Dann gab sie ihrem Fußballteam den Befehl, sich weiter um die Jugendlichen zu kümmern, die beschuldigt wurden, mit den Weißen zu kollaborieren. Es hagelte Prügel. Dann wurden die Gefangenen aufgefordert, zu gestehen, daß sie in der Methodistenkirche sexuell mißhandelt wurden. Stompie (Stümpfchen) weigerte sich und wurde erneut zusammengeschlagen. Er hatte ein geschwollenes Gesicht und blutete aus verschiedenen Wunden, als es einem der Jugendlichen gelang, zu fliehen. Er alarmierte Mitglieder der Kirche, die wiederum zum Hause Mandela zogen und eine Erklärung forderten. Winnie Mandela leugnete die Vorfälle und sagte, daß keiner der entführten Jungen in ihrem Haus sei. Daraufhin schickte man den indischen Arzt Dr. Abu-Baker Asvat in das Haus Mandelas. Diesmal war Winnie bereit, ihm die mißhandelten Jugendlichen zu zeigen. Der Arzt war erschüttert und stellte fest, daß für Stompie Mohkesi alle Hilfe zu spät kommen würde. Er behandelte jedoch die anderen Gefangenen des Fußballteams und fuhr schließlich zur Methodistenkirche zurück, um dort über seine Eindrücke zu berichten. Der Arzt stand noch immer unter Schockeinwirkung. Am nächsten Tag wurde er in seiner Praxis in Soweto von zwei bisher unbekannten Jugendlichen erschossen.

Stompie Mohkesi ist seitdem verschwunden. Er hatte bereits vor vier Jahren eine jugendliche Bande gegründet, die sich „Unter vierzehn“ nannte, 1500 Kinder von acht bis dreizehn Jahren zählte und sich aktiv an den Auseinandersetzungen zwischen Inkatha und der UDF in Pietermaritzburg beteiligte. Er wurde verschiedene Male von der Polizei verhaftet und floh schließlich nach Johannesburg. Er fand Unterschlupf in der Methodistenkirche. Nach der Entführung durch die „Nelson XI“ im Dezember und der Mißhandlung in Mandelas Haus hat ihn niemand mehr gesehen.

Zum Jahreswechsel mag mancher darüber nachdenken, warum der Monat Dezember als zwölfter Monat von der Sprachwurzel „decem-“, „zehn“, abgeleitet ist.

Der folgende Beitrag möge einen Hinweis zur Klärung dieser Frage geben.

Die Römer hatten ursprünglich nur zehn Monate. Das Jahr begann mit dem Monat Martius. Die Namen der ersten vier Monate waren z. T. von Gottheiten abgeleitet, die übrigen sechs Monatsnamen bezeichneten die Stellung im Jahr:

Martius	von Mars, dem römischen Kriegsgott
Aprilis	von apero, der folgende, der spätere
Maius	nach Juppiter Maius, dem Gott des Wachstums
Junius	nach der Göttin Juno, der Hüterin der Ehe
Quintilis	der fünfte (Monat)
Sextilis	der sechste
Septembris	der siebente
Octobris	der achte
Novembris	der neunte
Decembris	der zehnte

König Numa Pompilius († 672 v. Chr.) verlängerte das Jahr auf 355 Tage und führte zwei neue Monate — an elfter und zwölfter Stelle — ein:

Januar	nach dem altitalischen Gott des Sonnenlaufes „Janus“
Februarius	nach dem römischen Reinigungsfest „februa“ zum Jahresende

Das Jahr begann aber weiterhin mit dem Monat Martius!

Im Jahr 45 v. Chr. erhielt der Monat Quintilis den Namen „Julius“ nach Gaius Julius Caesar.

Im Jahr 8 v. Chr. erhielt der Monat Sextilis den Namen „Augustus“ nach dem ersten Kaiser.

Es gab auch den Versuch, die römischen Bezeichnungen durch deutsche Monatsnamen zu ersetzen.

Karl der Große gab den Monaten — heute längst vergessene — deutsche Namen:

wintermanot	Wintermond	Jänner
hornung	„unebenbürtiger“, weil kürzester Monat	Februar
lenzinmanot	Lenzmond	März
ostarmanot	Ostermond	April
wunnimanot	Weidemonat, später fälschlich als „Wonnemonat“ bezeichnet	Mai

brahmanot	Brachmond (von „umbrechen“)	Juni
hewimanot	Heumond	Juli
aranmanot	Erntemond	August
witumanot	Holzmond	September
windumanot	Weinmond	Oktober
herbistmanot	Herbstmond	November
heilagmanot	Heiligmond	Dezember

Durch den Einfluß der Klosterschulen und der Humanisten blieben aber die römischen Monatsnamen erhalten.

Das aktuelle Buch

Vorwort

Immer wieder werden unter diesem Titel auch Bücher behandelt, die sich mit der Geschichte befassen. Warum? Nur der Mensch, der sich seiner Geschichte — seiner persönlichen, aber auch der seiner Gemeinschaft — bewußt ist, kann sein Leben und seine Zukunft gestalten. Diese These, oftmals wissenschaftlich erhärtet, erlebt in unserer Zeit eine sehr schmerzhafteste Bestätigung. Verführt von dem Slogan von der „Stunde Null“ nach dem Zusammenbruch 1945, glaubten viele Bürger in unserem Land (und auch anderswo), daß man sich nicht um die Vergangenheit kümmern solle, sondern einfach darauflosleben möge. Dadurch verdrängte man die Aufarbeitung des „1000jährigen Reiches“, man vergaß die Grausamkeiten der Nazis, man „übersah“ einen Weltkrieg und man leistete sich sofort die alten Irrtümer erneut. Man schwärmte vom unbeschränkten Liberalismus und lebte dem eigenen „Bauch“. Man übersah gewachsene Rechtsstrukturen und versucht einen Sozialismus mit anarchischen Zügen. Alte Fehler der Vergangenheit lebten wieder auf. Wenn sie bisher nicht zu einem Chaos geführt haben, dann dank unseres guten Grundgesetzes, dank den Vätern, die es verfaßten aus einem leidvollen Erleben der eigenen Geschichte.

Es ist daher hoch an der Zeit, sich mit der Geschichte zu befassen. Aber Geschichte kann man nicht „machen“. Geschichte muß nach strengen Regeln der Wissenschaft erarbeitet werden. Geschichte ohne Regeln führt zu einer Pervertierung der Lebensgrundlagen eines Volkes. Dank also den Geschichtsforschern, wenn sie auch lange nichts in unserem Volke galten. Aber man muß sich hüten vor denen, die aus der Geschichte Teilstücke herausklauben und diese dann verallgemeinern. Das führt zur Lüge. Eine solche Geschichtslüge ist z. B. die Behauptung, die kath. Bischöfe hätten dem Naziregime als erste freudig zugestimmt. Hier soll Bewußtsein der Menschen heute mit einem Mantel von Wissenschaftlichkeit mißbraucht und mißbildet werden. Umso mehr sind jene zu loben, die die Geschichte anhand der Fakten sauber auflisten.

Aber auch wir als Einzelmenschen und als Institution — als GKS — müssen uns der Kritik der Geschichtsforscher stellen. Was ist denn Geschichte? Geschichte ist eigentlich bereits das Tun und Treiben vom Vortage. Und die GKS, mit ihren Vorläufern, dem Königsteiner Offizierkreis (KOK) und den ersten Laieninitiativen 1958/1959 besteht nunmehr seit über 30 Jahren. Seit 10950 Tagen konnten Soldaten, christliche, katholische Soldaten, im militärischen Bereich etwas falsch machen, sogar unheilvolle Entwicklungen einleiten oder etwas richtig, das heißt für die heutige Zeit Sinnvolles tun.

Unter diesen Gesichtspunkten sollten Sie, liebe Leserinnen und Leser, nachfolgend beschriebene Werke betrachten.

H.F.

Katholische Christen in der Bundeswehr,

Katholisches Militärbischofsamt (Hrsg.), Druck Bachem Verlag, Köln, eine „historische Untersuchung“ von Heinrich Walle, ISBN 3-7616-0912-4, 156 Seiten mit Bildern und weiteren Beiträgen.

Dr. Heinrich Walle, Fregattenkapitän am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg im Breisgau ist Geschichtswissenschaftler von anerkanntem Ruf. Seine Fächerverbindung — Philosophie, Kath. Theologie und Geschichtswissenschaft — befähigen ihn in der Erweiterung durch seine militärische Ausbildung zur Forschung auf einem bisher noch sehr vernachlässigten Gebiet, nämlich der Laienarbeit der Soldaten in der kath. Kirche.

Im Vorwort verweisen der Militärbischof, Dr. E. M. Kredel, Erzbischof von Bamberg und sein Militärgeneralvikar Dr. E. Niermann auf einen Schwerpunkt dieser Arbeit, das Feld: „Kirche unter Soldaten“. Hier besonders auf die „Wahrnehmung der Weltverantwortung“ durch die Laien. Der Militärgeneralvikar läßt außerdem noch einen weiteren Aspekt anklingen: Es sollte nicht ein Bericht von Insidern sein wie es der Sammelband „Katholische Militärseelsorge in der Bundeswehr. Ein Neubeginn (1951—1957)“ oder „auftrag 144/145“ im Jahre 1985 darstellen. Das Gesamtspektrum der Laienarbeit in der Bundeswehr, in der Militärseelsorge *und* in der Gesamtkirche sollte offengelegt werden. Es sollte aus dieser Betrachtung deutlich werden, ob die Entscheidungen von z. B. 1960, die damals von Laien — vorwiegend Offizieren — getroffen wurden, auch heute noch tragfähig und von Bedeutung sind.

Walle hat nun nicht nur die amtlichen Akten durchforscht, sondern auch das gesamte Schrifttum. Er wollte u. a. feststellen, ob die veröffentlichte Meinung in den Königsteiner Offiziersbriefen (KOB) und im „auftrag“ identisch waren mit dem Tun und Denken „vor Ort“. Er stellte dabei fest, daß ein ständiger Informationsgang zwischen Basis und Leitung gegeben war. Er mußte aber auch anmerken, daß der KOK und auch die GKS — trotz ihrer Verdienste um die geistige Auseinandersetzung in der Bundeswehr — keineswegs die allgemeine Anerkennung gefunden haben, die nach dem Gewicht der Aussagen zugestanden hätte. Er gibt daher der GKS den Rat, mehr als bisher den Weg nach außen anzutreten, ein Mehr zu leisten zur Diskussion in der Öffentlichkeit des militärischen aber auch des zivilen Bereiches. Daran wird die GKS denken müssen.

Dem Buch, das die Sachaussagen durch gut ausgewählte Beiträge im Anhang ergänzt, wird zuweilen vorgeworfen, daß es sich zu stark mit den Aussagen der Offiziere beschäftige. Da der behandelte Zeitraum etwa bis zum Jahre 1970 reicht, muß bedacht werden, daß die Öffnung des KOK zur GKS und damit zum Einschluß der Unteroffiziere und Mannschaften erst von diesem Zeitpunkt an — von Ausnahmen abgesehen — in einem Verbandsorgan dokumentiert werden konnte. Die übergreifenden Linien sind jedoch bereits im letzten Teil angedeutet. Da über die Beiträge der Unteroffiziere und Mannschaften eine weitere historische Untersuchung angekündigt wurde, wird nach einer solchen Ergänzung eine Gesamtschau noch besser möglich sein. Beachtet werden mußte jedoch auch, daß die Unteroffiziere in der Militärseelsorge bereits aus ihrem speziellen Berufsauftrag zu verschiedenen Aussagen Anlaß zu geben haben. Allein das Mittragen — oder auch das Ablehnen — von Gedanken des KOK — der GKS — zu Fragen des Friedens, der Gewalt, der Kirche usw. geben wertvolle Aufschlüsse über die Gesamtaktivitäten der Laienarbeit.

Insgesamt ein wichtiges, notwendiges und für die Arbeit der GKS in Zukunft richtungsweisendes Büchlein.

Vom Verlag sollte man jedoch eine etwas sorgfältigere Betreuung verlangen (z. B. gekonterte Bilder etc.)

Jahrbuch 1987/88 der Katholischen Militärseelsorge

herausgegeben vom kath. Militärbischofsamt, Adenauerallee 115, 5300 Bonn 1, Redaktion Marlene Beyel, Harald Oberhem, Druck I. P. Bachem, Köln, ISSN 0931-2587, 176 Seiten.

Dieses Jahrbuch, in seiner neuen, im Inhalt gestrafften Form, ist ein Beitrag über die vielfältigen Erscheinungsformen der lebendigen Kirche unter Soldaten. Auf die Schwerpunkte weist der Militärbischof Dr. E. M. Kredel, Erzbischof von Bamberg, besonders hin. Es ist zugleich ein interessanter Beitrag zum Ablauf eines Jahres in der katholischen Militärseelsorge, mit Höhepunkten, mit Gefährdungen, mit politischen Gegebenheiten, aber auch mit Einblicken in das Wirken der Kirche vor Ort. Damit wird dieses Heft zugleich auch ein Baustein für die historische Aufbereitung. Es wird in wenigen Jahren sicher von Bedeutung sein, daß Soldaten der GKS eine „Akademie Oberst Helmut Korn“ gründeten, um ohne organisatorische Einbindung die Auseinandersetzung mit Grundfragen christlicher Weltverantwortung zu ermöglichen. Ebenso ist es wichtig zu wissen, was auf der 30. internationalen Soldatenwallfahrt, der 33. Gesamtkonferenz der hauptamtlichen Militärgeistlichen und Pastoralreferenten an Aktuellem und Besonderem zu vermelden war. Der Bogen der Ereignisse spannt sich jedoch noch weiter über Feiern zum Weltfriedenstag, zu Berichten aus der Mitverantwortung der Laien, zu Stellungnahmen zum Beruf des Soldaten.

Insgesamt ein guter Beitrag sowohl für die aktuelle Rückschau als auch für die historische Wertung.

Ferdinand von Österreich

Dieter Schäfer, Verlag Styria, Graz, Wien, Köln; Amsterdamer Str. 234/II, 5000 Köln 60, ISBN 3-7990-5548-7, 347 Seiten.

In einer sehr gut besuchten Presseveranstaltung wurde dieses Buch in Bonn vorgestellt. Der Autor, Prof. Dr. Dieter Schäfer, konnte in einer knapp gefaßten Darstellung die Hintergründe dieser Persönlichkeit an der Wende der Zeiten zwischen dem alten Reich, den napoleonischen Wirren und der Restauration nach dem Wiener Kongreß ausleuchten. Schäfer ist sowohl in der Wirtschaft als auch als Wissenschaftler und Publizist tätig. Seine Beiträge für Rundfunk und Fernsehen sind in Bayern bekannt und beliebt.

Die Persönlichkeit, deren Lebensweg er in dieser Abhandlung schildert, ist vielen nicht bekannt. Selbst Besucher der Residenz in Würzburg gehen oft achtlos an dem großen Gemälde, das den Erzherzog darstellt, vorbei. Dabei ist er eine Persönlichkeit, die drei große Kulturzentren verbunden und einen Beitrag zu einer europäischen Lösung geleistet hat.

Erzherzog Ferdinand von Österreich (1769–1824) war Großherzog der Toskana (1790–1801, 1814–1824), Kurfürst von Salzburg (1802–1806) und Kurfürst und Großherzog zu Würzburg (1806–1814). Er residierte in Florenz, Salzburg und Würzburg.

Der Autor versteht es, in einer klaren und anschaulichen Sprache die verwickelten politischen Verhältnisse der damaligen Zeit deutlich zu machen. Ferdinand war der zweitälteste Sohn des Kaisers Leopold III. Als solcher wurde er 1790 dessen Nachfolger als Großherzog der Toskana. Doch diese Herrschaft dauerte nicht lange, denn 1799 schlug Napoleon die kaiserlichen Heere entscheidend. Somit war Österreich gezwungen Oberitalien aufzugeben. Im Frieden von Lunéville 1801 wurde für den nun entthronten Großherzog eine neue Verwendung gesucht. Da Salzburg als Fürsterzbistum säkularisiert wurde, verwandelte man es in ein Kurfürstentum und so wurde Ferdinand für fünf Jahre Landesherr in Salzburg. Durch den unglücklichen Feldzug 1805 wurde Österreich im Frieden von Preßburg erneut „verändert“. Salzburg kam zu Österreich und Würzburg, das nach der Säkularisation zunächst zu Bayern gehörte, wurde Kurfürstentum und nach dem Untergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation selbständiges Großherzogtum bis 1814. Kurfürst und anschließend Großherzog wurde Ferdinand. Mit dem Wiener Kongreß (1814/15) wurden dann alte Verhältnisse zum Teil wiederhergestellt und neue geschaffen. So verlor Ferdinand Würzburg und kehrte als Großherzog in die Toskana zurück, eine Aufgabe, die er bis zu seinem Tode mit bemerkenswertem Geschick gelöst hat. Es ist sein Verdienst, daß er drei große europäische Kulturstädte durch seine Persönlichkeit verbunden hat. In den Wirren seiner Zeit hat er nicht nur eine „gute Figur gemacht“, sondern auch trotz der Kürze seiner Regierungszeiten Verbindungen angeknüpft, die seine Zeit, ja teilweise das 19. Jahrhundert, überlebt haben.

Heute, da man sich um ein einiges Europa bemüht, sollte man sich solcher Persönlichkeiten erinnern, als Mahner und Helfer.

Der letzte Paladin des Reiches

GO Stefan Freiherr Sarkotić von Lovćen, von Ernest Bauer, Verlag Styria, Graz, Wien, Köln; Amsterdam Str. 234/II, 5000 Köln 60, ISBN 3-222-11782-9, 160 Seiten.

Die Probleme, vor denen Europa heute steht, haben ihren Ursprung vor vielen Jahren, ja Jahrhunderten. Was gehört an Ländern und Völkern zu Europa? Die meisten Zeitgenossen denken an Frankreich, Italien, Deutschland und Benelux. Spanien, Portugal und Griechenland spielen schon eine Nebenrolle. Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien sind am Rande bekannt. Und Jugoslawien wird zumeist nur unter bestimmten Aspekten gesehen. Daß aber in diesem schönen und wilden Land sehr viele Völker — Slovenen, Serben, Kroaten, Albaner, um nur einige zu nennen, ihre Heimat haben, wird leider nur wenigen bewußt. Und ein Teil dieser vor aufgeführten Länder war einmal Stück eines großen Reiches, der Donaumonarchie, das die Habsburger im europäischen Geist verwaltet und geführt haben. Einen kleinen, aber besonders eindrucksvollen Blick läßt nun dieses Werk den Leser in die Geheimnisse dieser Länder tun. Aus Kroatien stammt Generaloberst Stefan Freiherr Sarkotić von Lovćen. Seine heiße Liebe zu seiner kroatischen Heimat und seine Treue zu seinem großen Vaterland — der Habsburgermonarchie — waren für ihn kein Widerspruch. Im Gegenteil, ihm lag daran, Macht und Ansehen des Vielvölkerstaates im Donaauraum zu erhalten. Vielleicht weitschauender als alle Prediger eines übertriebenen Nationalismus war auch dieser hohe Militär überzeugt, daß die Vereinigung so vieler Völker in einer Monarchie der Habsburger Art eine Möglichkeit eines friedlichen Miteinanders verschiedenster Interessen bieten würde. Wie kurzfristig dann die „Friedensbringer“ nach dem ersten Weltkrieg handelten, wird in dieser Information und sachlichen Schilderung deutlich.

Im Inhaltsverzeichnis läßt sich bereits die Dramatik des damaligen Geschehens ablesen. Der große Soldat und auch begabte Politiker, eine oft so seltene „Mischung“ starb — bis kurz vor seinem Tode am politischen und militärischen Geschehen interessiert — am 16. 10. 1939. Der tote General wurde unter beinahe vollzähligem Erscheinen der kroatischen Kolonie in Wien mit kroatischen Worten eines kroatischen Geistlichen auf dem Wiener Zentralfriedhof beerdigt. Persönlichkeiten seiner Prägung hätten vielleicht mehr Unheil (1935—1945) verhindert.

Geschichte ist lebensnah, lesens- und lernenswert.

Die Adoption Kriegsgefangener oder Geraubter bei den nordamerikanischen Indianern

Hermann Schöppel von Sonnewalden, Verlag für Amerikanistik D. Kuegler, Rebbelstieg 37, 2270 Wyk auf Föhr, ISBN 3-924696-14-4, 130 Seiten.

Generalmajor i.R. Dr. phil. H. Schöppel von Sonnewalden war bis 1980 Offizier im österreichischen Bundesheer in Truppen- und Generalstabsverwendungen, u.a. auch als Militärattaché. Der Autor studierte Völkerkunde bei angesehenen Ethnologen und promovierte mit einer Arbeit über indianische Kriegsführung. Seine Arbeiten über die indianische und damit auch amerikanische Geschichte haben inzwischen Weltruf.

Mit dem Buch, das hier beschrieben wird, geht er einem Phänomen unter den amerikanischen Indianern nach. Was bedeutet hier Adoption? Und was bedeutet Adoption von Kriegsgefangenen? Der Verfasser beschreibt nun einmal den Vorgang der Adoption bei verschiedenen Stämmen vom östlichen Waldland bis zum Südwesten. Dabei geht er auch dem Schicksal adoptierter Gefangener nach. Er analysiert alle Aspekte dieses Brauchs und weist darauf hin, daß in vielen Fällen staats- bzw. bevölkerungspolitische Notwendigkeit die Ursache war.

Den Weißen, die nach Amerika kamen, war das System der Adoption Kriegsgefangener völlig fremd. Für die Indianer aber war — wegen der hohen Kindersterblichkeit und wegen der Verluste in den zahlreichen Kriegen — Frauen- und Kinderraub und in Verfolg dessen auch die Adoption von Kriegsgefangenen mit der Eingliederung in den Volksbestand eine Maßnahme zum Überleben. Der Adoption gingen natürlich Riten voraus, denn der Adoptierte sollte ja einen Verstorbenen ersetzen. Bei Indianern ging dieser Brauch ohne Schwierigkeiten vor sich. Bei den Weißen ergaben sich zuweilen Probleme. Ein besonderes Problem waren Schwarze, die adoptiert werden sollten. Nicht zuletzt hatten sie z. B. wegen ihrer krausen Haare kein vollgültiges Skalp.

Einige Bilder beweisen zusätzlich die Ausführungen des Autors. Insgesamt ein ungewöhnliches Buch. Obwohl die Thematik sozusagen am anderen Ende der Welt liegt, ist es doch interessant und informativ zu erfahren, was andere Mitmenschen unserer Erde in ihrer Geschichte erlebt haben und welche Beweggründe sie zu Handlungen führten, die zunächst unverständlich erscheinen.

Militär und Ethik

Verteidigungspolitische Konzeptionen und christliche Ethik, Johann Berger, Franz Kernic, Institut für militärische Sicherheitspolitik, Stiftsgasse 2a, A-1070 Wien, 193 Seiten.

Im Vorwort, Mag. Dr. Johann Berger und Hauptmann Mag. Dr. Franz Kernic, zu dieser Zusammenstellung, die auf einer Tagung des Instituts für militärische Sicherheitspolitik basiert, wird dankenswerterweise deutlich gemacht, daß es sich nicht um eine Legitimation der österreichischen Verteidigungspolitik handelt. Es handelt sich also nicht um eine Rechtfertigungsschrift, sondern eine Suche nach der Beantwortung der Frage, ob das gegenwärtige Handeln verantwortet werden kann, bzw. ob es als sittlich „gut“ oder „richtig“ bewertet werden darf. Sehr ausführlich werden dann die Begriffe geklärt, damit die Diskussion nicht ausufert oder nicht zu der Antwort auf die gestellte Frage gebracht werden kann. Deutlich wird die Erklärung des Begriffes Wehrethik und auch in welchem Bezug Wehr- und Friedensethik zueinanderstehen. Diesem letzteren Verhältnis ist zudem ein besonderer Artikel (Prof. DDr. Valentin Ciskovits) gewidmet. Prof. DDr. Ernst G. Nagel geht dann sehr ausführlich auf Gesichtspunkte zur ethischen Bewertung der Sicherheitspolitik ein. Prof. Dr. Ernst Topitsch beleuchtet das Verhältnis von Werthaltungen und sicherheitspolitischen Konzeptionen. Der österreichische Militärbischof Dr. Alfred Kostecky behandelt die österreichische Verteidigungspolitik seit 1945 aus der Sicht der katholischen Kirche. Der Evangelische Militärsuperintendent Dr. Julius Hanak tut gleiches aus der Sicht der evangelischen Kirche. Oberst Mag. Udo Rumerskirch ergänzt das Problemfeld Sicherheitspolitik — Ethik — Militär durch Anmerkungen zu Heer und Gesellschaft in Österreich. Ein Verzeichnis über weiterführende Literatur und eine Kurzbenennung der Autoren schließen das Werk ab. Insgesamt eine Schrift, die man sich überall dort, wo über Frieden und Ethik nachgedacht wird, halten sollte. Sie enthält auch für solche Diskussionen im nicht-österreichischen Bereich wertvolle Anregungen und Informationen.

Bundeswehr im geschichtlichen Niemandsland?

Zum Verhältnis der Bundeswehr zur Wehrmacht und Reichswehr, Fabian von Bonin-von Ostau (Hrsg.) mit einer Einführung von Heinz Karst, Verlag von Hase und Köhler, herausgegeben vom Studienzentrum Weikersheim e. V., Mörikestr. 30, 7000 Stuttgart 1, ISBN 3-7758-1134-6, 210 Seiten.

Diese Schrift enthält eine Dokumentation von Vorträgen und Diskussionsbeiträgen, die auf einer Offizierstagung des Studienzentrums Weikersheim 1986 gehalten wurden. Die auf der dortigen Tagung behandelten Fragen zu Tradition, Schuld und Glaubwürdigkeit sind auch heute noch aktuell. Leider wird noch immer gegen die Grundthese, daß wer die Geschichte aus dem Leben ausklammern will, das Morgen nicht vernünftig gestalten kann, verstoßen. So ist es ein begrüßenswertes Unterfangen, daß hier versucht wird, Geschichte nicht zu verdrängen, sondern sauber und auch kritisch aufzuarbeiten. Die Bundeswehr muß, wie schon mehrfach in dieser Schrift gefordert, zu einer auf anerkannten Leistungen beruhenden Traditionspflege kommen. Das Herausklauen positiver, aber leider in

der heutigen Zeit vorwiegend negativer Einzelfälle und die zusammenhanglose Aneinanderreihung führt zu einem pervertierten Lebensverständnis. Den Beitrag, den dazu diese Schrift und vor allem auch das Studienzentrum leistet, muß man anerkennen. Die heutige Stimmung im Volke ist leider nicht mehr so positiv zum Soldaten wie noch vor 2 oder 3 Jahren. Es ist daher hoch an der Zeit, daß möglichst viele, auch ehemalige Soldaten, sich an dieser Diskussion um die Geschichte des deutschen Soldatentums beteiligen. Daher ist der Schrift — ergänzt durch ein Autorenverzeichnis und eine Übersicht über Aufgaben und Ziele des Studienzentrums — eine breite Öffentlichkeit zu wünschen.

Chiara Lubich,

Gespräche mit der Gründerin der Fokolar-Bewegung, herausgegeben von Regina Betz, Verlag Neue Stadt, Gleißnerstraße 87, 8000 München 83, ISBN 3-87996-224-3, 136 Seiten.

Frau Chiara Lubich (geb. 1920 in Trient) erhielt 1988 den Friedenspreis der Stadt Augsburg. Aus diesem Grunde hat der Verlag versucht, die Gründerin und ihr Werk der Öffentlichkeit erneut bekannt zu machen. So enthält diese Schrift eine Darstellung des Wollens dieser geistlichen Bewegung. Man erfährt, wie sie sich ausgebreitet hat und welche Leitlinien die Menschen bewegen, die sich ihr angeschlossen haben. Der Grundgedanke ist das Liebesgebot Christi. So ist dann auch das Tun dieser Gemeinschaft sehr unterschiedlich. Sie spiegelt ein wenig das Leben der Heiligen Familie wider. So möchte man immer mehr Einigkeit unter den Menschen erreichen. Insbesondere auch die „Pfarrbewegung“ setzt sich für die Erneuerung des geistlichen Lebens in diesen Bereichen ein. Zuweilen jedoch scheinen „Träume“ eines falsch verstandenen Ökumenismus aufzutreten. Da gilt es, aus der Festigkeit des Glaubens und der Tiefe der Liebe Christi um den rechten Weg zu ringen.

Du, Herr, willst uns die Füße waschen?

Meditationsgedanken zum Evangelium der Fußwaschung, Carlo Maria Martini, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-209-X, 79 Seiten.

Wenn auch diese Besprechung für dieses Jahr nicht mehr zeitgerecht zu Ostern veröffentlicht werden kann, so soll sie dennoch gebracht werden. Denn einmal ist die Fußwaschung einer der bekanntesten Texte des Evangeliums. Und zum anderen sind die Meditationsgedanken des Kardinals von Mailand, C. M. Martini, von einer solchen Tiefe, daß sie auch für das ganze Kirchenjahr Anregung geben können. Man erfährt dadurch Hilfe, Jesus tiefer zu verstehen. Nie oberflächlich, aber dennoch allgemeinverständlich, sind diese Betrachtungen. Da das Fundament, die Bibel, vom Autor wissenschaftlich erarbeitet wurde, erfährt man so eine Fülle von Einzelheiten, die zuweilen verlorengegangen sind. Interessant ist auch die Unterteilung der Zusammenkunft in fünf Schritte. So entsteht eine Verdichtung der Stimmung, die zum tiefen Erleben werden kann.

Vertrauliche Zwiesprache mit Gott,

Alfons von Liguori, Gebete, herausgegeben von Bernhard Höring, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-230-8, 120 Seiten.

Der Gründer der Redemptoristen, Alfons von Liguori, ist nicht nur als Ordensgründer, sondern auch als Prediger der Frohbotschaft bekannt geworden. In einer Zeit, da die Kirche vom (um 1700) moralischen Rigorismus geprägt ist, da eine gefühlkalte Theologie und Irrlehren Ängste verursachen, bringt Alfons die Liebe Gottes in die Herzen der Menschen. Wenn er sich auch zunächst den Armen, den Ausgestoßenen zuwendet, finden doch später auch Menschen aus anderen — aus allen — Schichten zu ihm. Aus einer falschen „Lohnmoral“ seiner Zeit führt er zu lebenswahrer Beten und zu einem vertrauten Umgang des Beters mit Gott. Wenn auch der Herausgeber glaubt, eine Dankeschuld an den Ordensvater abtragen zu sollen, so müßten doch viele Gläubige den Mitgliedern des Ordens heute ein „Vergelt Gott“ sagen. „Nur die Liebe zählt“ ist das letzte Kapitel überschrieben. Und damit ist der „rote Faden“ aller Bemühungen von Alfons Liguori aufgezeigt. Heißt es doch schon im ersten Absatz:

„Sprich oft mit Gott –
von deinem Leben,
von deinen Plänen,
von deinen Sorgen,
von deinen Freuden
und deinen Befürchtungen –
von allem, was dich bewegt;
vor allem aber sprich vertraulich
und freimütig mit Gott;
denn er spricht nicht gerne
mit jemandem, der sich ihm
nicht anvertrauen will.“

Wie oft tun sich Zeitgenossen schwer mit dem Gebet zu Gott. Hier können sie nachvollziehen, wie sich mit Gott vertraulich sprechen läßt. Wenn auch viele Bücher über meinen Schreibtisch wandern, selten hat mich ein kleines Werk so angesprochen und innerlich angerührt. Möchten es doch viele und vor allem junge Leute lesen. Und dabei kommt ein wenig Beklemmung auf. Sind junge Menschen noch aufgeschlossen, sich so in das Urgeheimnis Gottes, die Liebe, zu vertiefen? Möge ihnen Gott seine Gnade geben.

Mutter Teresa,

von Skopje nach Kalkutta, Die Geschichte einer Berufung, David Poster, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-213-8, 133 Seiten, einige Bilder.

Wenig bekannt ist über die Kindheit und Jugend von Mutter Teresa. Da sie selbst darüber nicht spricht und auch ihre Berufung ausschließlich als Geschenk Gottes ansieht, ist es gut, daß David Poster dieses Bild anhand albanischer Quellen aufgezeichnet hat. Mutter Teresa wurde 1910 in Skopje (Serbien) als Gaxhe Agnes Bojaxhiu geboren. Ihre Eltern waren Albaner und sie war das jüngste Kind dieser Ehe. Die Welt stand vor einer Vielzahl von Kriegen. 1910 begannen die Aufstände der Albaner gegen die Türken. 1912 begann der erste Balkankrieg. Und 1914 begann der erste Weltkrieg. Der Vater als Kaufmann und Unternehmer konnte seiner Familie ein gutes Leben bieten. Aber er gab auch denen gerne, die weniger hatten. So war es ein Grundsatz: „Nimm niemals einen Bissen zu essen an, wenn Du nicht bereit bist, ihn mit anderen zu teilen.“

Als Teresa 8 Jahre alt war, starb der Vater. Auf die Familie kam eine schwere Zeit zu. Die Mutter arbeitete dann selbst, weil sie Eigentumsverhältnisse ihrer Familie, die strittig gemacht wurden, gerichtlich nicht einklagen wollte. Sie leitete ihre Kinder an, anderen Menschen – auch praktisch – zu helfen. Höchst interessant ist auch der Bericht aus der Pfarrei und ihre große Achtung vor der „kirchlichen Autorität“.

Mehr kann einfach aus der Fülle der Informationen nicht gebracht werden. Es ist ein tief beeindruckendes Büchlein.

Einheit wächst im Herzen

Der Beitrag des Mönchtums zur Ökumene, mit einer Biographie der Trappistin M. Gabriella Sagheddu und einem Nachwort von Landesbischof D. Eduard Lohse, Beda Müller OSB, Marie de la Trinité Kervingant OCSO, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-176-X, 158 Seiten.

Zunächst stellt man die Frage, wie können Mönche (Nonnen) einen Beitrag zum ökumenischen Leben leisten?

Und doch weist dieses Büchlein nach, daß kontemplative Mönche und evangelische Kommunitäten wichtige Beiträge zu einem Zueinanderfinden der Gläubigen geleistet haben. In einer sehr intuitiv ge-

stalteten Zusammenstellung wird auf die verschiedenen Entwicklungen hingewiesen — Mönchtum und Ökumene.

Im zweiten Teil wird am Leben der seligen Schwester Maria — Gabriella Sagheddu (geb.: 1914) gezeigt, wie ein Mensch sich für die Einheit der Christen auch innerhalb einer klösterlichen Gemeinschaft opfern kann. Diese junge Schwester starb mit 25 Jahren. Bewußt hat sie ihr junges Leben und ihr langes Leiden geopfert, daß die Einheit der Christen Wirklichkeit werden solle. Und heute muß man sagen „Ihr Leben und ihr Tod haben die geistliche Ökumene geprägt“. Von ihrem Kloster sind viele Impulse für die Zukunft ausgegangen. Man muß natürlich fragen, ob alle, die von Ökumene reden — oder gar schwärmen — auch diese Tiefen bedacht haben. Ein Büchlein, das nachdenklich — und demütig — macht.

Pimen,

Patriarch von Moskau, zur Situation des Glaubens in Rußland, ein Interview von Alceste Santini, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-210-3, 228 Seiten.

1988 feierte die Russische Orthodoxe Kirche das tausendjährige Jubiläum der Taufe der Rus'. Damit sollte über die Bedeutung dieses Ereignisses für die UdSSR und für die Welt nachgedacht werden. Nach einer kurzen geschichtlichen Betrachtung stellt dieses Büchlein seine Heiligkeit, Patriarch Pimen von Moskau und ganz Rußland vor. Anschließend folgt das Interview. Es behandelt die russische orthodoxe Kirche und ihre Struktur, die großen Fragen unserer Zeit, tausend Jahre Glaubensgeschichte, einen Überblick über das Wirken ehemaliger Patriarchen, den ökumenischen Dialog und eine Darstellung „das Erste und Dritte Rom“. Hier wird auch das Verhältnis zwischen der russischen orthodoxen Kirche und der katholischen behandelt. Ein Dialog unter den Kirchen in der UdSSR schließt die Darstellung ab. Das Dokument ist eine besonders wichtige Aussage über die Situation der Russischen Orthodoxen Kirche und der anderen Kirchen in Rußland.

Man sollte es — man muß es — mit sehr großem Ernst lesen und vor allem genau studieren. Bei allen religiösen Antworten schwingen eine Fülle von sozialistischen Untertönen mit. Es wäre zu prüfen, ob diese eine Konzession an die Staatsmacht sind oder in den Glauben integrierte politische Auffassung.

Gottesdienst

zu Ehren aller Heiligen der Rus', Sonderdruck der Zeitschrift „Der christliche Osten“, herausgegeben vom Landessekretariat der Catholica Unio, Schriftleitung Dr. Franz Jockwig, P. Dr. Gregor Hohmann OSA, Dietmar Süssner, Grabenberg 6, 8700 Würzburg, Satz und Druck: Echter Würzburg, 144 Seiten, sehr gute farbige Bilder.

Seit Jahren bemüht sich Catholica Unio durch die Zeitschrift „Der christliche Osten“ uns die Geheimnisse der Kirchen des Ostens nahe zu bringen. In diesem Sonderheft wird nun die Geschichte eines Gottesdienstes erläutert. Hier soll zum Ausdruck kommen, daß jedes Volk auf seine besondere Art die Wahrheit, die die Kirche kündet, zum Ausdruck bringt. Der Bischof der Russisch-Orthodoxen Kirche, Longin, in Düsseldorf hat dazu ein sehr tief weisendes Vorwort geschrieben. Es wird auf die Heiligen in der tausendjährigen Geschichte verwiesen. Letztlich bitten der Bischof, aber auch die Herausgeber, den Herrn, „daß er dieser Kirche weiterhin Heilige schenke, die Vorbilder und Fürbitter für alle Christen sind“.

Die Texte zum Gottesdienst sind in ihrer gesamten Schönheit aufgeschrieben und zu den im Gottesdienst erwähnten Heiligen ist eine Kurzbiographie eingefügt.

Sehr sorgfältig ausgewählte schwarz/weiß und farbige Bilder ergänzen die Worte. Man muß hier auch ein Lob dem Verlag (Echter) sagen, der das Werk sehr einfühlsam betreut hat.

Insgesamt ein Werk, das zur Verinnerlichung anleitet und weite Beachtung finden sollte.

PS.: Beide Büchlein lassen hinsichtlich der Katholiken in der Ukraine Fragen offen.

Unter den Straßen von Rom

Ein Archäologischer Führer zu den verborgenen Stätten der Antike und des frühen Christentums, Herder Verlag Freiburg, mit 173 Farbbildern von Carlo Pavia, Texten von Claudio Mochegiani Carpano und einer Einführung von Sabatino Moscati, ISBN 3-451-20697-8, 178 Seiten.

Bücher über und von Rom füllen in beachtlicher Menge meine Regale. In vielen — auch wochenlang — Besuchen habe ich die Stadt durchstreifen können. Dennoch kann ich nicht sagen, ein Rom-Kenner zu sein. Rom ist bei jeder Romreise eine neue Offenbarung. Dabei soll zunächst nur an die erkennbaren und jedermann zugänglichen Bauten, Kirchen, Brunnen und Denkmäler gedacht sein. Vom Erlebnis der Menschen in dieser Stadt oder gar von der religiösen Dimension ist dabei noch nicht die Rede.

Nun aber liegt ein Buch zur Besprechung an, das in großartigen Bildern und sehr konkreten Texten eine neue — eine unvermutete Dimension aufzeigt. Wenn ein hervorragender Fotograf, ein Direktor an der Soprintendenza für das Altertum und ein Professor für Archäologie an der Universität Rom sich zur Gestaltung eines Werkes zusammenfinden, dann kann man hohe Erwartungen haben. Hier jedoch ist ein Meisterwerk gelungen. Dazu trägt zweifellos auch die sorgsame Übertragung ins Deutsche bei.

Der Fotograf war von dem ersten Gang in die „Tiefe“ der Stadt Rom so fasziniert, daß er sagte, er habe in wenigen Minuten einen Sprung über 2000 Jahre in die Vergangenheit gemacht. Dieser Mann, Carlo Pavia, hat es dann verstanden, die völlig versteckt liegenden und oft raummäßig kleinen Bereiche so auszuleuchten, daß brillante Farbbilder entstanden sind. Man sieht auf den Fotos Bilder der unterirdischen Stätten des täglichen Lebens im alten Rom. Da sind nicht nur die kaiserlichen Bauten, sondern auch Ausschnitte der Villen der Reichen, der Thermen, Tavernen und Theater zu sehen. Jetzt erst geht eigentlich dem Betrachter das Verständnis für den Ablauf des täglichen antiken Lebens auf.

Die Bilder von Tempeln, Altären und Heiligtümern der spätantiken Mysterienkulte geben einen Einblick in das religiöse Leben um Christi Geburt und die entscheidenden Jahre des römischen Imperiums danach. Den Abschluß bilden Aufnahmen von heidnischen Mausoleen, Kolumbarien und — erstmalig — der Anlage der „Cloaca Maxima“. Ergänzt werden die Bilder durch Grund- und Aufrisse. Die ausführliche Erklärung der „Welt der Schluchten und Gänge“, aber auch der riesigen Räume für Feiern und religiöse Veranstaltungen lassen den Ablauf der Zerstörungen verstehen, den Wiederaufbau, das Anhäufen von Schutt und die darauf aufgeführten Neubauten. So wird deutlich, wie das antike Rom zum Teil 20 m unter das heutige Straßenniveau versinken konnte. Nicht zuletzt aber wird erfassbar, in welcher Welt die damaligen römischen Christen und Märtyrer lebten und wie sie in den Katakomben ihre letzte Ruhe fanden.

Ein Buch, das informiert, durch die Schönheit seiner Bilder fasziniert und anregt, wieder eine neue Seite Roms zu erforschen.

Thomas-Morus-Jahrbuch 1988

Hermann Boverter (Hrsg.), Tritsch Druck und Verlag, 4000 Düsseldorf, ISBN 3-7998-0054-9, 160 Seiten, 19 Abbildungen.

Die Thomas-Morus-Gesellschaft, die deutsche Sektion der internationalen „Amici Thomas Mori“, ist mit ihren 420 Mitgliedern bestrebt, das Andenken an den großen Heiligen und Staatsmann, sowie an die von ihm mit dem Tode besiegelten ethischen Ansprüche an das Verhalten eines Staatsmannes wachzuhalten. Namhafte Vortragende aus Wissenschaft und Politik lassen sich gerne von dieser Gesellschaft gewinnen, die weiten Dimensionen seines geistigen Schaffens und seiner Haltung in den Gegebenheiten der damaligen Zeit zu beleuchten. Es ist daher gut und informativ, daß die Gesellschaft über ihre Tätigkeiten jeweils ein Jahrbuch herausgibt. So zählen dann zu den Autoren 1988

Mario von Galli, Hans Küng, Rita Süßmuth und Carl Klinkhammer. Aktuell werden in diesem Jahrbuch die Ergebnisse der VIII. Sommerakademie „Thomas Morus und der Humanismus“ sowie die Vorträge bei der Verleihung der Thomas-Morus-Medaille an den Düsseldorfer „Bunkerpfarrer“ Carl Klinkhammer dokumentiert. Mit dem Thema „Christentum und Politik heute“ hielt die Bundestagspräsidentin Prof. Rita Süßmuth die Laudatio. Abgerundet wird das Angebot des Jahrbuches mit wissenschaftlichen Beiträgen aus der Morus-Forschung, zur Tyrannis und zum Verhältnis von Machiavellismus und Utopie.

Eine informatives Buch, das einlädt, der Gesellschaft beizutreten.

Aus dem Leben lernen

Katechese in Kurzgeschichten, Pierre Lefèvre, Kanisius Verlag und Kanisiuswerk, Blarerstr. 18, 7750 Konstanz, ISBN 3-85764-212-2, 193 Seiten.

Der Autor Abbé Pierre Lefèvre — nicht zu verwechseln mit dem Erzbischof Lefebvre — ist Herausgeber von einer Reihe erfolgreicher Büchlein im Kleinformat über Heilige Europas, Er und ich, sowie der Katechese in Kurzgeschichten. In recht knappen, aber treffsicher gezeichneten Situationen, versteht es der Autor, zu zwei großen Fragenkomplexen einleuchtende Aussagen zu machen: Menschsein und Christsein. Er knüpft an die menschlichen Tugenden an — Gerechtigkeit, Klugheit... und geht dann über zu Fragen des Glaubens, zum Vaterunser und endet mit Beispielen zur Nächstenliebe. Oftmals lassen die Beispiele den Leser schmunzeln, dann merkt er, daß er soeben einer Glaubens- oder Lebensfrage nähergekommen ist.

Ein hilfreiches Büchlein.

Die Adria, Meer der Krieger, Künstler und Karavellen

P.A. Kroehnert, Wilhelm Kronfuss, Pannonia-Verlag, 8228 Freilassing, 128 Seiten, viele Bilder.

Die Adria ist das Binnenmeer, das in seiner Geschichte hart umkämpft war. Das blaue Meer, das uns so nahe liegt, war Jahrhunderte — ja Jahrtausende — ein wechsellvoller Kriegsschauplatz. Hier fand die große Auseinandersetzung zwischen Griechen und Römern statt, hier drohten Karthager und Illyrer das römische Reich zu vernichten. Germanen, eurasiatische Reiternomaden, Sarazenen und Normannen kämpften um die Herrschaft. Ostrom und Westrom suchten in Kriegen Entscheidungen zu erzwingen. Die großen deutschen Kaiser, die Staufer, legten die Schwabenkastelle an der apulischen Küste zum Schutz gegen den Osten an. Venedig stieg zur „Königin der Adria“ auf und erlebte sein Zurtücksinken in die politische Bedeutungslosigkeit. Der Vielvölkerstaat Österreich hatte an der Adria seinen letzten Hafen und verlor ihn 1918. Jugoslawien, Albanien und Griechenland, nicht zuletzt auch Italien kämpften bis 1945 um Positionen. Aber dieses Meer, das die Kriege und Krieger anzog, zieht noch immer auch die Besucher in seinen Bann. Blaues Meer, Sonne, wilde Küsten, milde Strände und ein unerschöpflicher Brunnen europäischer, christlicher Kultur ist hier ein Magnet der Sehnsucht.

Ein Buch, das vieles nur anreißen kann und zum Selbststudium auffordert, aber interessant und mit vielen Bildern von einprägsamer Schönheit.

Informationen aus Kirche und Welt

Weihnachtliche Pastoralreise durch afrikanische Länder

Darüber wird es keine großen Pressemeldungen geben, auch das Fernsehen wird darüber keine Berichte bringen, weil der, der diese Pastoralreise unternimmt, ganz allein unterwegs ist: Prälat Alfons Mappes, der Leiter der Zentralstelle Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz.

Seit über zwanzig Jahren schon macht sich Prälat Mappes, der in diesem Jahr auf 70 Lebens- und 40 Priesterjahre zurückschauen konnte, in der Zeit vor Weihnachten auf den Weg, um Brücken zu schlagen von Mensch zu Mensch, von Ortskirche zu Ortskirche, von der Kirche zu den Menschen. Er versucht dabei etwas zu praktizieren, worüber oft nur geredet oder diskutiert wird, nämlich:

- Weitergabe des Glaubens und Pflege des religiösen Lebens innerhalb einer vor allem durch die Sprache gekennzeichneten Gruppe in einer fremden Umgebung und Situation, mit der man nicht immer zurechtkommt,
- dabei aber auch Knüpfung und Pflege der Verbindungen und Kontakte zur wohl eigenen, aber, weil anderssprachig, oft auch fremdgewordenen Kirche im Aufenthaltsland und
- Vermittlung des Gefühls kirchlicher Geborgen- und Verbundenheit über alle Grenzen und Entfernungen hinweg im Zeichen weltkirchlicher Solidarität.

In diesem Jahr beginnt Prälat Mappes seine Pastoralreise am 3. Adventssonntag in Äthiopien, von wo es über Nairobi/Kenia weiter nach Somalia am Indischen Ozean geht, um dann in den Westen von Afrika zu fliegen nach Burkina Faso und Togo und um schließlich von Zaire aus an Neujahr nach Deutschland zurückzukehren. Es ist ein volles und hartes Programm, das diesen „Reisenden in Sachen Gottes und der Kirche“ erwartet. Aber sie kennen ihn schon überall, den Priester mit den schweren Koffern, den die afrikanischen Bischöfe und Mitbrüder „Patriarch“ nennen, obwohl er keinen Bart trägt.

(Zentralstelle Weltkirche)

ZdK besorgt über kirchliche Entwicklung

Der Geschäftsführende Ausschuss des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) hat in seiner Sitzung am Freitag, dem 3. März 1989, mit einer einstimmig verabschiedeten Erklärung darauf hingewiesen, mit welcher Besorgnis das Zentralkomitee bestimmte kirchliche Entwicklungen der letzten Zeit beobachtet. Das durch den ehemaligen Erzbischof Lefebvre ausgelöste Schisma und seine Folgen, die Parallelisierung zwischen Empfängnisverhütung und Tötung durch Msgr. Caffarra, das zunehmende Gewicht römischer Instanzen zu Lasten der Ortskirchen bei der Besetzung von Bischofsstühlen und der Erteilung der Lehrerlaubnis für Theologieprofessoren hätten hohe Wellen geschlagen.

Die vor kurzem veröffentlichte Erklärung deutschsprachiger Theologieprofessoren zeige, so der Geschäftsführende Ausschuss, wie die Regeln eines innerkirchlichen Dialogs gesprengt würden, weil man dies als letztes Mittel für das Zustandekommen eines Dialogs einsetzen zu müssen glaubte. In der Kirche unseres Landes sei bis in die Familien und in die Pfarrgemeinden hinein eine zunehmende Polarisierung und ein Erlahmen der Bereitschaft zur Mitverantwortung zu spüren. Dabei stellten sich vor allem folgende Fragen:

- Wird nicht ein falscher Gegensatz zwischen verbindlichen kirchlichen Weisungen und dem Anspruch des individuellen Gewissens aufgebaut?
- Wird nicht in der Kirche die Tugend des Gehorsams einseitig zu Lasten der Tugend des christlichen Freimuts betont?
- Wie können wir in unserer Gesellschaft wesentliche Anliegen der Kirche glaubwürdig vermitteln, wenn in einigen Punkten christliches Wertempfinden (*sensus fidelium*) nicht ernstgenommen wird?
- Wie können wir im ökumenischen Gespräch die Notwendigkeit des Petrusdienstes als Dienst an der Einheit der Kirche vermitteln?

Angesichts solcher Fragen rief das Zentralkomitee den Heiligen Vater dazu auf, ein deutliches Zeichen zu setzen, daß der Dialog in der Kirche

ernstgenommen werde, daß er dort, wo er abgerissen sei, neu aufgenommen werde und daß alle eingeladen seien, sich daran zu beteiligen.

Dies gelte, so betonte der Geschäftsführende Ausschuß, insbesondere für die Unterzeichner der Erklärung deutschsprachiger Professoren. Viele dieser Professoren seien der Arbeit des ZdK eng verbunden. Professor Böckle sei sogar seit vielen Jahren Mitglied des Geschäftsführenden Ausschusses des Zentralkomitees und der „Gemeinsamen Konferenz“ von ZdK und Deutscher Bischofskonferenz. Das ZdK wies entschieden die Unterstellung zurück, Theologieprofessoren würden Theologie lehren, ohne selbst zu glauben, wie das in letzter Zeit zu hören gewesen sei.

Der Geschäftsführende Ausschuß des ZdK wies auch die Äußerungen des Leiters des „Päpstlichen Instituts für Studien zu Ehe und Familie“, Msgr. Caffarra, zurück, in denen er Empfängnisverhütung und Abtreibung gleichgesetzt hatte. Msgr. Caffarra hatte in seinem Referat aus Anlaß des 20. Jahrestages von „Humanae Vitae“ bei einem Kongreß seines Instituts, das der Römischen Lateran-Universität angeschlossen ist, Abtreibung und Empfängnisverhütung der Intention nach auf eine Ebene gestellt.

Der Geschäftsführende Ausschuß betonte, daß angesichts der Probleme, vor die Eheleute sich heute bei der Familienplanung gestellt sähen, eine solche Aussage als ungeheure und verletzende Unterstellung empfunden werden müsse. Sie sei zudem moraltheologisch nicht haltbar.

Er wies weiter darauf hin, daß solche Äußerungen im Widerspruch zu den Aussagen stünden, mit denen die Pastoralkonstitution des Konzils „Die Kirche in der Welt von heute“ und die päpstlichen Schreiben „Humanae Vitae“ und „Familiaris Consortio“ das Recht auf verantwortete Elternschaft ausdrücklich bestätigt hätten.

Die Position des Referenten, der Ort seiner Aussage und die Tatsache, daß der Papst selbst bei diesem Kongreß das Wort ergriffen hat, macht es nach Auffassung des ZdK dringend erforderlich, den Christen unmißverständlich den Unterschied zwischen der kirchenamtlichen Lehre und den Aussagen eines Theologen deutlich zu machen. Hier gehe es nicht um eine Randfrage,

sondern um Antworten, an denen viele Menschen innerhalb wie außerhalb die Glaubwürdigkeit der Kirche messen würden.

Der Geschäftsführende Ausschuß dankte in diesem Zusammenhang allen Bischöfen, die sich in den letzten Wochen gegen die Gleichsetzung von Empfängnisverhütung und Abtreibung öffentlich ausgesprochen haben.

Darüber hinaus forderte der Geschäftsführende Ausschuß eine Änderung des Verfahrens bei der Erteilung der kirchlichen Lehrerlaubnis für Theologieprofessoren und Transparenz für dieses Verfahren.

Die Verweigerung des „Nihil Obstat“, dessen Erteilung für die Berufung auf theologische Lehrstühle Voraussetzung ist, durch Rom, habe in letzter Zeit zu ärgerlichen Verstimmungen geführt. Auf Unverständnis in der Öffentlichkeit sei die Tatsache gestoßen, daß der Heilige Stuhl bei der Zulassung zum Lehramt direkt eingeschaltet werden muß. Dies ist vor Inkrafttreten des neuen Kirchenrechts im Jahre 1983 nicht erforderlich gewesen. Mit einem solchen Verfahren, das für die ganze Weltkirche gelte, so der Geschäftsführende Ausschuß, seien die vatikanischen Ämter auch überfordert.

So konnte nach seiner Auffassung der Eindruck entstehen, daß durch kirchenamtliche Maßnahmen die Auseinandersetzungen zwischen wissenschaftlichen Schulmeinungen auf die Ebene der Entscheidungen zwischen Glaubensfragen gehoben werden. Daher stellt sich dem Geschäftsführenden Ausschuß die Frage, ob das Verfahren nicht geändert werden müsse. Es müsse zu einem intensiven und vertrauensvollen Zusammenwirken aller Beteiligten kommen, den Theologen, den jeweils zuständigen Bischöfen und den zuständigen Stellen in Rom. Ziel müsse es sein, die Entscheidung über das „Nihil Obstat“ wieder in die Zuständigkeit der Ortsordinarien zurückzugeben.

Der Geschäftsführende Ausschuß unterstrich, daß es bei diesen Fragen letztlich um das Verhältnis zwischen Glaube und Wissenschaft gehe. Er erinnerte in diesem Zusammenhang an die Ausführungen des Heiligen Vaters bei seinem Besuch in Altötting 1980. Vor deutschen Theologen habe er bemerkenswerte Grundsätze dargelegt, an die sich auch der Heilige Stuhl halten sollte. (Zdk-1083-III-89-FS voraus)

*Zdk-Präsidentin zur Verfassungsklage
der bayerischen Staatsregierung zum § 218*

Die Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Rita Waschbüsch, nahm in ihrem Bericht zur Lage vor dem Geschäftsführenden Ausschuß des Zdk auch zu dem Vorhaben der bayerischen Staatsregierung Stellung, gegen das Indikations-Feststellungsverfahren bei Abtreibungen und gegen die Kassenfinanzierung von nichtmedizinischen Abtreibungen Verfassungsklage zu erheben. Hierdurch sei eine neue Stufe in der Auseinandersetzung um den Skandal der Massenabtreibung in unserem Land erreicht worden. Frau Waschbüsch wies darauf hin, daß das Zdk sich wiederholt dafür ausgesprochen habe, das Bundesverfassungsgericht anzurufen, wenn es nicht gelänge, den Mißbrauch des geltenden Rechts zu beenden und das empfindlich verletzte Rechtsbewußtsein wiederherzustellen. Das Zentralkomitee, so die Präsidentin, hätte es begrüßt, wenn ein solcher Schritt bereits früher geschehen wäre.

Beratungsgesetz verabschieden

Unabhängig von der dringend gebotenen Klärung der gesetzlichen Voraussetzungen und ihrer Verfassungsmäßigkeit, die von jedem rechtlich Denkenden nur unterstützt werden könne, ist es nach Auffassung von Frau Waschbüsch notwendig, die Verabschiedung des geplanten Beratungsgesetzes energisch voranzutreiben. Sie betonte, daß es ein Armutszeugnis wäre, wenn es nicht endlich gelänge, alle Beratungsstellen darauf zu verpflichten, zugunsten der Annahme des ungeborenen Kindes zu beraten und dafür alle Hilfen zu leisten bzw. zu vermitteln.

(ZdK-1084-III-89-FS voraus)

„Geschichte und Wahrheit“

Der bekannte sowjetische Historiker Roy Medjew ist in der Januarausgabe 1/1989 der Zeitschrift „Moskau News“ zum ersten Mal in der russischen Geschichte auf die großen Verbrechen Stalins am sowjetischen Volk näher eingegangen. In dem Artikel „Wer kennt die Opfer, nennt die Zahlen?“ stellt der Autor eine annähernd genaue Zahl der Ermordeten mit seinen Berechnungen vor. Er kommt mit seinen Schätzungen — da es keine genauen Unterlagen mehr

gibt — auf etwa 30 Millionen Tote, die Stalin umbringen ließ — davon rund 10 Millionen in den Jahren 1941 bis 1946. Diese Zahlen wurden vom Verfasser auf einer Veranstaltung für die Opfer des Stalinismus, die vom 19. bis 26. November 1988 im Kulturpalast des Moskauer Elektrolampenwerkes stattfand, genannt. Im Rahmen dieser Gedenkwoche wurde auch eine Ausstellung von Denkmalentwürfen und dokumentarischen Zeugnissen aus der Zeit des „Großen Terrors“ gezeigt. Es ist eigentlich merkwürdig, daß unsere Medien über diese sehr interessante Veranstaltung überhaupt nicht berichtet haben. Die sowjetische Zeitschrift „Moskau News“ muß uns in der Bundesrepublik über diese Fakten aufklären.

Der sowjetische Schriftsteller Lew Rasgon veröffentlicht in derselben Ausgabe von „Moskau News“ das Porträt eines Henkers, eines Mannes, der tausende und aber tausende Häftlinge zur Zeit Stalins in einem Lager erschossen hat — und dies ohne jedes Urteil. Den Tätern wurde später gesagt, daß die Leute zwar unschuldig seien, sie aber nichts damit zu tun hätten. Der Autor beklagt, daß diese Lager nicht mehr vorhanden seien und daß Teilnehmer des Erschießungskommandos noch leben. Es habe viele solcher Schützen gegeben. Er vergleicht die sowjetischen Lager mit Auschwitz, Mauthausen oder Chatyn, Salaspils, Lidice. Alle diese Verbrechen sind bis heute noch ungesühnt. Unsere öffentliche Meinung hat diese Fakten leider bis zum heutigen Tage nicht zur Kenntnis genommen. Nur die „Welt am Sonntag“ vom 1. Januar 1989 berichtet ausführlich über diesen Stalin-Terror.

K.W.B.

„Wir beten für den Erfolg von Perestrojka“

Karpato-Ukrainer bitten Gorbatschow um Glaubensfreiheit

München, 30. November 1988. — 43 griechisch-katholische Geistliche der Karpato-Ukraine haben Generalsekretär Michail Gorbatschow „im Namen einiger hunderttausend gläubiger Bürger“ um Wiedenzulassung ihrer Kirche und um Glaubensfreiheit gebeten. In einer jetzt in den Westen gelangten und in München vom Internationalen katholischen Hilfswerk Kirche in Not/

Ostpriesterhilfe veröffentlichten Petition weisen die Geistlichen aus dem rumänisch-ungarisch-tschechischen Grenzgebiet der Ukraine auf das „Paradox“ hin, daß die in der Sowjetunion verbotene griechisch-katholische Kirche in den beiden sozialistischen „Bruderländern“ Ungarn und Tschechoslowakei „ohne irgendwelche Probleme“ leben könne.

„Die griechisch-katholischen Geistlichen und Gläubigen der Karpato-Ukraine freuen sich über die Perestrojka und beten für ihren Erfolg“, heißt es in der vom Apostolischen Vikar Iwan Semedij im Auftrag seiner namentlich aufgeführten Mitbrüder verschickten Petition. Sie müsse sich jedoch „auf alle Bereiche unseres Lebens“ beziehen, auch auf die Erlaubnis für die griechisch-katholischen Geistlichen, „ihre beruflichen Verpflichtungen wieder erfüllen“ und für die Gläubigen, „ihren geistlichen Bedürfnissen genügen“ zu können. Diese Möglichkeit werde sie „zur Verstärkung ihrer Produktivkräfte anregen“, was letztlich eine „unzweifelhafte Rolle bei der Erhöhung des Lebensstandards unserer ganzen Gesellschaft spielen wird“, schreiben die Geistlichen.

Die ukrainischen Katholiken der Karpaten mit ihrem geistlichen Zentrum Uschgorod waren von den Sowjetbehörden ab 1947 — ein Jahr später als die Lemberger Glaubensbrüder — systematisch liquidiert worden. 1949 wurde ihnen die Kathedrale von Uschgorod mit der Bischöflichen Residenz weggenommen und der Klerus unter Strafandrohung zur Vereinigung mit der orthodoxen Kirche gezwungen. Die Mehrzahl der Geistlichen weigerte sich und wurde zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt, jedoch nach einigen Jahren wieder freigelassen und mit Berufsverbot belegt.

An den Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion

An den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, Michail Sergejewitsch Gorbatschow

Kopie:

An den Vorsitzenden des Sowjets in Angelegenheiten der Religion beim Sowjet der Minister der UdSSR, Konstantin Michajlowitsch Charstschew

An den Vorsitzenden des Sowjets in Angelegenheiten der Religion beim Sowjet der Minister der Ukrainischen SSR, Nikolaj Afanasewitsch Kolesnik

An den Bevollmächtigten des Sowjets in Angelegenheiten der Religion des Exekutivkomitees des Transkarpatischen Gebiets Sowjets, Iwan Iwanowitsch Waschtschin

Sehr geehrter Michail Sergejewitsch!

An Sie wenden sich Geistliche des griechisch-katholischen Ritus der Karpato-Ukraine im eigenen Namen und im Namen einiger hunderttausend griechisch-katholischen Gläubigen des Karpato-Ukraine-Gebietes.

Die griechisch-katholische Kirche besteht in unserer Region seit dem Jahre 1646. Durch die Jahrhunderte hindurch, unter verschiedenen staatlichen Herrschaftssystemen bekennt sich die überwältigende Mehrheit der Ukrainer, Slowaken, Ungarn, Rumänen und gläubigen Bürger anderer Nationalitäten der Karpato-Ukraine zu ihrer griechisch-katholischen Religion.

Nach der Befreiung der Karpato-Ukraine begann im Jahre 1947 der Prozeß der Liquidierung der griechisch-katholischen Kirche in diesem Gebiet. Die Kommissionen der Vollzugskomitees begannen, rücksichtslos die griechisch-katholischen Kirchen und kulturellen Gebäude zu enteignen. Am 17. Februar 1949 wurden die Kathedrale in der Stadt Uschgorod und die Bischöfliche Residenz weggenommen. Durchgeführt wurde dieser Prozeß in der stalinistischen Periode mit stalinistischen Methoden. Es genügt zu sagen, daß die Mehrzahl der griechisch-katholischen Geistlichen (etwa 112 Menschen) sich nicht „selbst aufgeben“ wollte und zu je 25 Jahren Haft verurteilt wurde. Mit wenigen Ausnahmen wurden sie nach einiger Zeit (nach 5 bis 7 Jahren) „aus Mangel an Strafbarkeit ihrer Handlungen“ freigelassen und konnten danach gewissenhaft in verschiedenen Funktionen tätig sein, wodurch sie ihren Beitrag zum Wiederaufbau der vom Krieg zerstörten Volkswirtschaft leisteten. Seit 1949 bis heute aber haben die griechisch-katholischen Geistlichen keine Möglichkeit, öffentlich ihrem Beruf nachzugehen, und die griechisch-katholischen Gläubigen haben nicht die Möglichkeit zur Erfüllung ihrer geistlichen Bedürfnisse.

Dadurch entsteht ein offensichtliches Paradox. Einige Kilometer von der Stadt Uschgorod entfernt befinden sich zwei sozialistische Bruderländer: Ungarn und die Tschechoslowakei. In diesen beiden Ländern kann die griechisch-katholische Kirche ohne irgendwelche Probleme ihre Sendung erfüllen. Diese Situation ruft bei den griechisch-katholischen Gläubigen der Karpato-Ukraine Unverständnis hervor.

Der Vorsitzende des Rates für Religiöse Angelegenheiten beim Ministerrat der UdSSR, Konstantin Chartschew, urteilt in seinem Artikel, veröffentlicht in der Zeitung „Izvestija“ vom 27. Januar 1988, darüber sehr richtig. Zitat: „...nachdem im Lande eine neue politische, moralisch-psychologische Situation entstanden ist, haben sich reale Bedingungen für ihre Lösung herausgebildet. Unter den Bedingungen der Demokratisierung wird immer deutlicher über die Probleme des Wirkens der Kirche in der sozialistischen Gesellschaft gesprochen, wird auf dem Weg zur Sicherung der wahrhaften Freiheit des Gewissens für alle Bürger die Reihe der ‚Barrieren‘ abgebaut... Das ist auch etwas, was wir von unseren Bruderländern des Sozialismus lernen können...“

Die griechisch-katholischen Geistlichen, die griechisch-katholischen Gläubigen der Karpato-Ukraine freuen sich über die Perestrojka und beten für ihren Erfolg. Wir alle begreifen, daß Glasnost von allen Standpunkten aus ein großes Gut ist. Und vor allem deshalb hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Möglichkeit ergeben, die geistliche Welt des Menschen zu verstehen, ohne rücksichtslos in seine Seele einzudringen.

Aber unsere Freude wäre vollkommener, wenn die Perestrojka sich auf alle Bereiche unseres Lebens erstrecken würde. Denn in dieser Zeit, in der vor unseren Augen durch die große historische Perestrojka die Grundlagen des sozialistischen Rechtsstaates gelegt werden, wird dem Gesetzeskraft verliehen, was seit Jahrhunderten die Lebensnorm darstellt, vor allem für die Mehrheit der unermüdet auf den Feldern Arbeitenden, für die kleinen Dörfer der Karpato-Ukraine. Wenn die griechisch-katholischen Geistlichen öffentlich ihren beruflichen Pflichten nachkommen könnten, wenn die griechisch-katholischen Gläubigen ihren Durst nach einem

geistlichen Leben stillen könnten, würde sie das dazu anregen, ihre Produktivkräfte stärker einzusetzen, und das wird letztlich eine unzweifelhafte Rolle bei der Erhöhung des Lebensstandards unserer ganzen Gesellschaft spielen.

Semedij Iwan Iwanowitsch. Apostolischer Vikar, Unterschrift (Es folgen 42 weitere Namen und Unterschriften.)

Mit tiefer Hochachtung Semedij Iwan Iwanowitsch
(Unterschrift)

Postalische Anschrift:
294015
Stadt Uschgorod, Index:
Straße Petefi Sandor 21
Semedij Iwan Iwanowitsch

(KIN/OPH Nr. 10/88)

Katholische Sachverständige: Konventionelle Offensivfähigkeiten abbauen

Gutachten zur Rüstungskontrolle und Abrüstung in Europa veröffentlicht

Bonn, 21.2.1989 — Zu den anstehenden Verhandlungen über konventionelle Rüstungskontrolle und Abrüstung in Wien hat die Sachverständigengruppe Sicherheitspolitik der Deutschen Kommission Justitia et Pax soeben ein ausführliches Gutachten veröffentlicht. Die sicherheitspolitischen Berater der katholischen Kirche, die sich an den ethischen Kriterien des Friedenswortes der Deutschen Bischöfe „Gerechtigkeit schafft Frieden“ orientieren und diese zugleich fortschreiben, fassen darin ihre Vorschläge in mehreren Empfehlungen für beiderseitiges kooperatives Vorgehen zusammen. Zum einen sollen konventionelle Offensivfähigkeiten abgebaut werden. Dafür seien drei Kriterien von Bedeutung: die Beseitigung von Übergewichten, Reduzierung der Streitkräfte sowie deren Umstrukturierung im Sinne einer wirksamen Einschränkung der Offensivfähigkeiten; dieser Reduzierung und Umstrukturierung müsse ein besonderer Rang zukommen gegenüber der politisch noch immer dominierenden Forderung nach Parität. Zum andern sollen die großen Unterschiede in der Transparenz militä-

rischer Planungen, Maßnahmen und Aktivitäten abgebaut werden.

Um den Prozeß der nuklearen und konventionellen Stabilisierung zu fördern, empfiehlt die Sachverständigengruppe außerdem die weltweite Abrüstung der chemischen Waffen, den Verzicht auf eine Kompensation der nach dem INF-Vertrag abzurüstenden Mittelstreckenflugkörper, einen zügigen Abschluß des Abkommens über die geplante 50prozentige Reduzierung nuklearstrategischer Sprengköpfe, die Begrenzung der strategischen seegestützten Marschflugkörper sowie weitere Reduzierungen der nukleartaktischen Potentiale, insbesondere der nuklearen Gefechtsfeldwaffen und der Kurzstreckenraketen. Eventuell lasse sich auf alle nuklearen Gefechtsfeldwaffen verzichten.

Substantielle Fortschritte auf dem Feld der Rüstungskontrolle und Abrüstung würden, so wird betont, das Klima in den politischen Beziehungen zwischen Ost und West verbessern und die Zusammenarbeit auf eine neue tragfähige Basis stellen. Es müsse schon jetzt Konsens darüber erzielt werden, daß Sicherheitspolitik im weiteren Sinn vorrangig als eine die Grenzen und Blöcke überschreitende Politik der Sicherung natürlicher Lebens- und Überlebensgrundlagen zu begreifen sei. Angesichts der globalen ökonomischen und ökologischen Gefahren und Bedrohungen sei die Frage nach einer neuen sicherheitspolitischen Güterabwägung zu stellen.

Rüstungskontrolle und Abrüstung in Europa. 40 Seiten. Erschienen bei der Deutschen Kommission *Justitia et Pax*, Kaiserstraße 163, 5300 Bonn 1. Bestell-Nr.: ARB 48/89.

(Deutsche Kommission *Justitia et Pax* 1/89)

Kirche, Südamerika

Lateinamerika: Gefahr fundamentalistischer Sekten wächst
Kirche in Not erinnert an Massenselbstmord in Guayana 1978

München, 17. 11. 1988. Vor einer explosionsartigen Ausbreitung der Sekten in Lateinamerika warnt das Hilfswerk Kirche in Not. Während die religiöse Unkenntnis wachse und der Boden

für fremde Heilslehren bereitet werde, stritten sich Theologen der etablierten Kirchen über die „befreiende Pastoral“, heißt es in einer am Donnerstag in München verbreiteten Erklärung. Vorrangig müsse die Ausbildung von Katecheten verstärkt und den kirchlichen Basisgemeinden Unterstützung gewährt werden, wenn verhindert werden solle, daß die Armen und Unterdrückten des Kontinents in ihrer Sehnsucht nach einem besseren Leben falschen Propheten in die Arme fallen. Das internationale katholische Hilfswerk erinnert in diesem Zusammenhang an den Massenselbstmord in „Jonestown“ (Guayana), der sich am 18. November zum zehnten Mal jährt. Damals trieb der amerikanische Prediger Jim Jones mehr als 900 Anhänger seiner „Volkstempel“-Sekte in den Tod.

Der anhaltende Priestermangel führt nach Einschätzung von Kirche in Not/Ostpriesterhilfe bei den großflächigen Bistümern und Pfarreien Lateinamerikas zu einem „pastoralen Vakuum“, in das fundamentalistische Sekten, die reichlich mit Geld und Medikamenten aus den Vereinigten Staaten ausgestattet seien, ohne Schwierigkeiten eindringen könnten. Extreme Bewegungen wie die Mun-Sekte des Koreaners Sun Myung Mun, die auch in Lateinamerika über beträchtliches Vermögen und Einfluß verfüge, dürften nicht unterschätzt werden.

Eine Reihe von Sekten mit strengem Personenkult isolierten ihre Mitglieder von Verwandten und Freunden und schirmten sich zuweilen in eigenständigen Siedlungen völlig von der Außenwelt ab. Zu den bekanntesten Beispielen aus jüngster Zeit zählen die Siedlung „Colonia Dignidad“ in Chile und die „Volkstempelsekte“ des Jim Jones.

Jones hatte im Jahre 1956 in Indianapolis im US-Bundesstaat Indiana eine Gemeinde, die „People's Temple“-Sekte, gegründet. Sie fand vor allem aus der schwarzen Ghettobevölkerung großen Zulauf. Während Jim Jones im öffentlichen Leben als Anwalt der Armen und der Farbigen, u. a. als Direktor einer Menschenrechtskommission, auftrat, brachte er hinter den Mauern seines „Volkstempels“ mit brutalsten Methoden der Erpressung und Einschüchterung, mit Psychoterror und Folter seine Anhänger so weit, daß sie ihm völlig hörig waren und ihm ihr ganzes Hab und Gut überschrieben.

Rund tausend Getreue folgten Jones ins südamerikanische Guayana, um dort den verheißenen Garten Eden in Gestalt einer eigenen Kolonie aufzubauen. Unterstützung fand dieses Vorhaben bei dem autoritären Regime des Linden Forbes Burnham, der für Guayana eine sozialistisch-kooperative Gesellschaftsordnung anstrebte. Die von dem Sektenführer selbst „Jonestown“ genannte Kolonie sollte Menschen aller Hautfarben eine Heimat sein und zur landwirtschaftlichen Musterkooperative werden. Als sich jedoch die amerikanische Öffentlichkeit für Jones' Methoden interessierte und ein Kongreß-abgeordneter mit Pressevertreten und Angehörigen von Sektenmitgliedern die Kolonie besuchte, trieb der Sektenführer seine Anhänger am 18. November 1978 in den kollektiven Selbstmord durch Gift.

(KIN/OPH Nr. 9/88)

*Neuer Kirchlicher Assistent für
Kirche in Not/Ostpriesterhilfe*

P. Roman Vanasse Nachfolger von P. Werenfried van Straaten

München, 2. Januar 1989. — Mit Jahresbeginn 1989 hat der Prämonstratenserpater Roman Vanasse (58) das Amt des Kirchlichen Assistenten

des Internationalen Katholischen Hilfswerks Kirche in Not/Ostpriesterhilfe übernommen. Er ist Nachfolger von Pater Werenfried van Straaten (75), der das Werk gegründet hat, und kommt aus dem gleichen Orden.

Vanasse, der aus Fall River im US-Staat Massachusetts stammt, studierte Bibelwissenschaften in Chicago, Jerusalem und Rom. 1960 empfing er die Priesterweihe. An der Gregoriana in Rom promovierte er 1964 mit einer Arbeit über Thomas von Aquin. Nach weiteren Studien lehrte Vanasse von 1967 bis 1984 als Theologieprofessor an kirchlichen Hochschulen. Von 1984 bis 1988 war er Nationalsekretär der Päpstlichen Missionswerke in den USA. Auf Antrag von Pater Werenfried van Straaten wurde er freigestellt und ist seit Mai 1988 im Internationalen Sekretariat des Werkes in Königstein tätig. Der Präfekt der Kleruskongregation, Kardinal Innocenti, ernannte ihn mit Wirkung vom 1. Januar 1989 zum Kirchlichen Assistenten.

Pater Werenfried van Straaten wird auch künftig seine bekannten geistlichen Briefe in der Zeitschrift des Werks, „Echo der Liebe“, schreiben, Predigtreisen unternehmen und als Gründer dem in den Statuten festgelegten Auftrag zur Anregung und Aufsicht nachkommen. Die meiste Zeit möchte er aber der Abfassung seiner Memoiren widmen.

(KIN/OPH Nr. 1/89)

Presse

Ein lieber Kollege geht in den Ruhestand

Mission aktuell, das lebendige Sprachrohr des Internationalen Katholischen Missionswerkes Aachen-München, ist uns in der GKS wohlbekannt. Wer hätte nicht schon die anschaulichen und so gut gebildeten Artikel gelesen. Als Redaktion haben wir sehr oft Informationen von hohem Wert aus dieser Publikation entnommen. Der Chefredakteur, Hansjosef Theyßen, nimmt nun nach 29 Jahren Abschied von seiner Arbeitsstelle, weil auch er in das berühmte Pensionsalter gekommen ist.

Wenn man den „pensionsreifen“ Chefredakteur heute sieht, kann man nicht denken, daß die Jahre schon gekommen sind. Wer sich an das letzte Rom-Seminar erinnert, als er uns in farbigem Vortrag den Weg der Kirche in das dritte Jahrtausend (vgl. Rom-Seminare, Begegnungen mit der Kirche im Wandel der Zeit, Buch II, S. 501ff.) skizzierte, der wird diese Nachricht kaum glauben. Aber leider ist es soweit. Doch Hansjosef Theyßen will noch keine Stiefmütterchen züchten und die Rente genießen, er will lebendig bleiben. So wurde er vor kurzem zum geschäftsführenden Präsidenten der Adam-Schall-Gesellschaft gewählt. Dies ist eine Vereinigung, die bemüht ist, den in Deutschland lebenden Chinesen eine sogenannte „Heimat auf Zeit“ zu bieten. China besitzt für ihn, der das Land mehrfach bereist und darüber ein hochinteressantes Buch verfaßt hat, eine magische Anziehungskraft. Außerdem ist er Bundesvorsitzender des Vereins Union-Press, Vorsitzender eines Rundfunk-Fördervereins an seinem Wohnort in Aachen usw.

Sein Wirken wird also noch eine Zeit weitergehen, und vielleicht werden wir als Redaktion von ihm eines Tages wieder einmal mit einem Artikel überrascht. Sein Wahlspruch: „Lieber eine Kerze anzünden, als über die Dunkelheit zu fluchen“ kann für viele im Journalismus — aber auch in der Kirche — eine gute Mahnung sein.

Als Redaktion, aber auch persönlich, wünschen wir dem so kooperativen Kollegen Hansjosef Theyßen noch viele gute Jahre persönlich, im Kreise seiner Familie und in der großen Gemeinschaft der schreibenden Zunft.

Gottes Segen auf allen Wegen möge ihn begleiten.

H. F.

Der Königsteiner Engel

In der Offenbarung des Johannes, auch Apokalypse genannt, geschrieben gegen Ende der Regierungszeit des römischen Kaisers Domitian (81 bis 96 n. Chr.), wird im 8. Kapitel von den sieben Engeln mit den sieben Posaunen berichtet. Jeder Posaunenton bringt Not und Elend. Der siebte Engel mit der siebten Posaune (11, 15–19) aber ist der Bote der Hoffnung.

So steht im Vers 15: „Der siebte Engel blies seine Posaune. Da ertönten laute Stimmen im Himmel, die riefen:

Nun gehört die Herrschaft der Welt
unserem Herrn und Gesalbten;
und sie werden herrschen in alle Ewigkeit.“

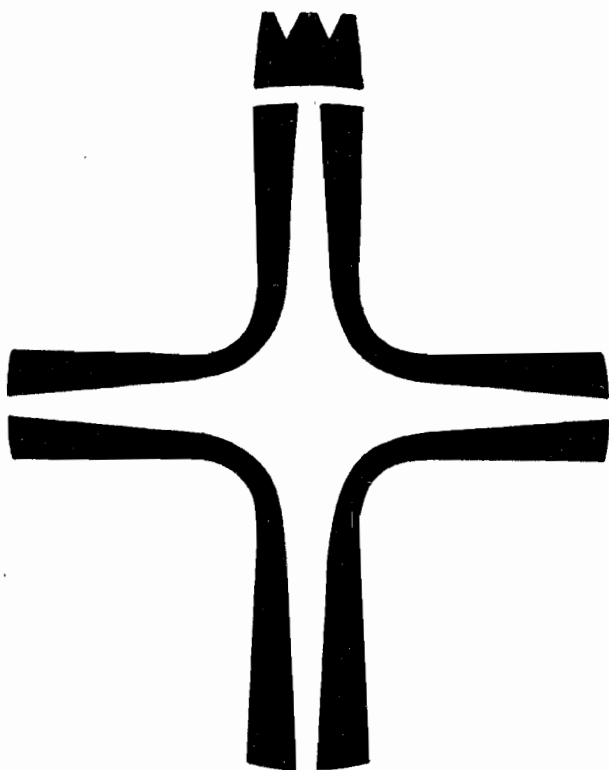
Dieser Engel mit der siebten Posaune, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt, hat den Künstler inspiriert. Er schuf in der schweren Zeit des Aufbaus nach dem Krieg am Haus der Begegnung in Königstein diesen Engel der Hoffnung.

In Königstein begann 1960 die organisierte Laienarbeit katholischer Soldaten.

Der Königsteiner Offizierkreis übernahm diesen Engel, weil auch er sich mit dieser Hoffnung identifizierte. So wurde der Engel zum Zeichen des Königsteiner Offizierkreises (KOK) und auf den Königsteiner Offizierbriefen. „auftrag“ übernahm das Hoffnungszeichen und die „Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS)“ wählte es als ihr Symbol.

Der Engel der Hoffnung ist damit Begleiter und Symbol katholischer Laienarbeit in der Militärseelsorge seit mehr als 25 Jahren





„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a.D.), Chefredakteur
Wilhelm Lehmkämpfer (Oberstleutnant a.D.), Gesellschaft und Kirche
Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn,
Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — General-
vikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der
Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden
Verlag.